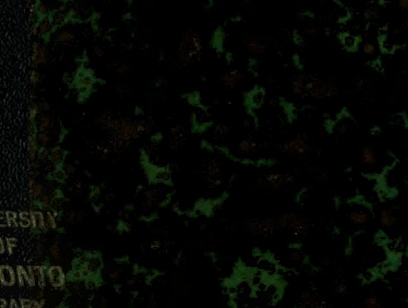

ERSITY
OF
ONTO

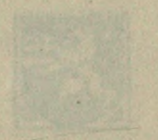
VADEMECUM

FÜR STUDIERENDE

DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

KARL v. ETTMAYER



HEIDELBERG

CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

VADEMECUM

FÜR STUDIERENDE DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

KARL (R.) v. ETTMAYER



HEIDELBERG 1919
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
Verlags-Nr. 1461

Vorwort.

Die langjährige Unterbrechung, welche der Krieg in dem Studiengang vieler angehender romanischer Philologen bedingte, läßt ein altes Bedürfnis nach einem möglichst handlichen und kompendiösen Wegweiser für die Studierenden neu erwachen und besonders dringlich erscheinen. Das Fachstudium an sich drängt notwendig zur Spezialisierung, die Kräfte jedes einzelnen Berufsgenossen werden mit jedem Lustrum mehr von der Bearbeitung einzelner Probleme und einzelner Stoffgebiete in Anspruch genommen und diese scheinbare Zersplitterung der Arbeit, die auf dem weiten Felde der romanischen Philologie geleistet wird, hat sich in jeder Hinsicht als praktisch, ja als unabweislich erwiesen. Jedem einzelnen Studenten, der mit seiner Doktordissertation den ersten Schritt in das Reich der produktiven wissenschaftlichen Arbeit hineinwagt, kann die Wichtigkeit der Konzentrierung aller Kräfte auf einen einzigen Punkt nicht warm genug anempfohlen werden, wenn dessen wissenschaftliche Durchleuchtung in gedeihlicher Weise gefördert werden soll. Was dem Forscher frommt, gereicht aber häufig dem Lehrer zum Schaden. Die große Mehrzahl der Stutenden welche romanistische Studien betreibt, beabsichtigt sich dem praktischen Lehrfach zu widmen. Ihr Beruf wird es sein, die kommenden Geschlechter zu befähigen, in verständiger Weise an dem geistigen Leben unserer romanischen Nachbarn teilzunehmen, die großen Kulturwerke, welche diese in der Vergangenheit geschaffen hatten und aus denen wir Deutsche so Vieles in Gutem wie in Bösem seit alters bei uns aufnahmen, auch fürderhin mit Nutzen zu studieren und alle Wege und Pfade zu kennen,

auf denen die große römische Kultur nach der Völkerwanderung, im Mittelalter, während des Humanismusses und von da ab weiter und weiter wanderte und zu jenen geistigen Errungenschaften gelangte, die heute Gemeingut aller Kulturnationen sind. Wer die Jugend in diesem Sinne führen und leiten will, darf sich nicht damit begnügen, im engen Bezirke eines Spezialgebietes Kenntnisse zu sammeln. Viele Köpfe und viele Herzen muß er unterweisen und belehren, die ganz verschiedenen Wünschen und Ideen nachjagen. Da muß wohl auch der akademische Lehrer, dem gemeinsamen Bedürfnis seiner Hörerschaft Rechnung tragend, vom hohen Thronsitz des Spezialforschers heruntersteigen und aus den Bausteinen, welche die Einzelforschung zurechtgerichtet hat, ein Lehrgebäude errichten, ohne seinen Schülern die Gefahr zu bereiten, daß die Ziegel seinen Schutzbefohlenen auf den Kopf fallen. Ein solcher Grundriß unserer Wissenschaft aus der Feder eines einzelnen ist kein Lehrbuch, das man für Prüfungszwecke einkümmelt. Es ist ein Repetitorium für denjenigen, der etwa diesen oder jenen auf gediegener Spezialforschung aufgebauten Originalbeitrag in Gröbers Grundriß in sich bereits aufgenommen hat. Es ist ein Ratgeber, bei dem der Student anfragen mag, wenn er die Vorlesungen, die er im Semester hören will, zusammenstellt, wenn er eine eigene wissenschaftliche Arbeit entwirft, wenn er sich an die Lektüre einer Neuerscheinung macht, deren wissenschaftliche Resultate er seinem bisherigen Wissen an richtiger Stelle und in richtiger Weise einzureihen wünscht. Ich denke mir ein solches Vademecum als einen guten Freund, dessen Erfahrung vom ersten Semester an bis zu den Prüfungen und darüber hinaus in Anspruch genommen wird, so oft der Fachmann zu einem wissenschaftlichen Problem Stellung zu nehmen hat. Daß schon der Anfänger den gesamten zusammengedrängten Inhalt mit vollem Verständnis für die darin behandelten Fragen in sich aufnimmt, halte ich für unmöglich: es ist kein Einführungsbuch, das, bei den spärlichen

sachlichen Belegen, nur ein Scheinwissen den Studenten vermitteln könnte. Wohl aber ist es ein Berater, der den Studierenden über die vielen Wege, die ihm offenstehen, unterrichtet, den er vom ersten Beginn seiner Studien bei jedem Schritt nach vorwärts befragen kann, ehe er sich in der Fachliteratur die notwendige Sachkunde auf irgend einem Gebiete verschafft. Es ist aber nicht allein als ein Buch für Studenten gedacht. Auch derjenige, der im aktiven Lehrberuf steht und der den Geist und Sinn der wissenschaftlichen Forschung zu erfassen sucht, wird im Vademecum Auskünfte holen können, die ihn hoffentlich in seinen Zielen fördern.

Wien, am 13. Juli 1918.

Karl R. v. Ettmayer.

Inhalt.

Aufgaben der literarhistorischen Forschung.

1. Der Absolvent einer Mittelschule, welcher die Hörsäle der Universität betritt um sich, das Sprachstudium als Lebensaufgabe wählend, eine fachgemäße Ausbildung in demselben zu suchen, wird nicht leicht **zu einer klaren Vorstellung darüber gelangen, was sein Ziel ist** und welcher Weg am geradesten und am besten ihn leiten mag. So viel wird jeder mehr oder weniger empfinden, daß es der Arten, das Sprachstudium zu betreiben, eine ganze Menge gibt, daß das Studium der klassischen Sprachen ganz anders aussieht als der Unterrichtsbetrieb im Französischen oder Englischen; und an der Universität lernt er noch viele Spielarten der Sprachwissenschaft kennen, von denen er bisher wohl kaum eine Ahnung besaß. Die Sprachvergleichung, die Textemendation, die Dialektforschung, die vielverschlungenen Wege, welche der Etymologe beschreiten muß, die Literaturgeschichte, die sich bald in der schwierigen Materie der Familienforschung oder der Entschleierung kultureller Verhältnisse längst vergangener Zeiten verliert, bald zu den Höhen geschichtsphilosophischer oder ästhetischer Theorien versteigt, die Sprachgeographie, die Entzifferung von Inschriftsteinen, das sind nur einige Beispiele aus der Fülle von Eindrücken, die auf den jungen Philologen einstürmen, und wenn in ihm der Gedanke ans praktische Leben und an die Anforderungen, welche dieses an ihn stellt, erwacht, so mag er wohl mit einigem Grauen daran denken, daß bei der Abschlußprüfung, beim Rigorosum im Prinzip eigentlich die Kenntnis von allem gefordert wird, daß er über alles das, was seine Lehrer in mühevoller Arbeit durch Dezennien an Geistesschätzen errungen haben und vor ihm in ihren Vorlesungen ausbreiten, unter Umständen genötigt sein kann, bei der Prüfung Rechenschaft abzulegen. Gerade die Besten werden dann leicht abgeschreckt, und verlieren,

sich in der Vorstellung, daß das Sprachstudium viel zu schwer sei, um während der akademischen Lernzeit bewältigt zu werden und es wird sie manche Kämpfe kosten, bis sie, wohl hauptsächlich von dem Beispiel ihrer älteren Kommilitonen angeeifert, in irgend einer Weise sich mit dem akademischen Leben abzufinden suchen. So mancher flüchtet sich in eine Art Resignation, er läßt sich treiben und ist zufrieden, wenn der herrschende Brauch, dem er sich klüglich fügt, für ihn sorgt. Das Resultat eines solchen Hochschulstudiums ist die Schablone, das Einhalten der Formalitäten, der Besuch jener Vorlesungen, die in den Prüfungsfächern angekündigt werden und die ihrem Titel nach für die seinerzeitige Prüfung wichtig zu werden versprechen. Die Schablone ist aber gerade das Gegenteil von dem, was die Universität ihren Hörern zu bieten sucht; sie will nicht Leute erziehen, welche ihre Berufsarbeit für eine Formalität halten, der man notwendigerweise gerecht wird, um das tägliche Brot zu erwerben, und so müssen gerade diese Schüler im akademischen Lehrer das unangenehme Bewußtsein erwecken, daß er sein ideales Ziel in ihnen nicht erreicht. Wozu haben wir denn die vielen Spezialisten, wozu bemüht sich der Lehrer, die Mannigfaltigkeit der Forschungsmethoden, die Fülle von Forschungsergebnissen seinen Schülern klar zu machen, wenn ihm diese in seinen Absichten nicht folgen wollen, oder glauben, mit Rücksicht auf das praktische Leben, nicht folgen zu können. Besser steht es schon mit jenen Studierenden, welche sich unter den vielen Lehrern, die auf den einzelnen einwirken, einen heraussuchen, dem sie sich und ihre Zukunft nun sozusagen verschreiben. Da es nicht möglich ist, den Anforderungen so vieler Gelehrten nachzukommen, will sich der Student wenigstens damit bescheiden, daß er in die Gedankenwelt eines einzelnen einzudringen sucht, dessen Vorlesungen und Unterweisungen er nach Kräften nacharbeitet. Es soll gewiß kein Tadel sein, wenn diese Art des Hochschulstudiums nicht als die beste bezeichnet wird; es soll nur gewarnt werden, daß diese Selbsteinschränkung nicht

zur Einseitigkeit werde, die dem angehenden jungen Fachmann geistige Scheuklappen anlegt, bevor er von der Welt überhaupt etwas gesehen hat und die zwar nicht in der Schablone, wohl aber nur allzu leicht im Verzicht auf jede eigene Initiative, auf jede Originalität des Denkens endigt. Zum Glück hindert schon unsere Prüfungsvorschrift, daß in dieser Richtung allzu arg gesündigt werde. Jeder Student muß bei Rigorosum wie bei Staatsprüfung von mehreren Examinatoren geprüft, in mehreren Spezialfächern seine Kenntnisse dartun und wird schon durch diesen Umstand genötigt, seine Aufmerksamkeit verschiedenen Lehrern zu widmen. So ist es also gerade unsere Prüfungsvorschrift, ja der akademische Unterricht überhaupt, die förmlich mit Absicht den Anfänger in das eingangs geschilderte Dilemma hineinstoßen und ihm die harte Aufgabe, sich selbst einen Weg hindurchzubahnen, nicht ersparen. Gerade im Sprachstudium liegt nun der Fall vielleicht schwieriger als in irgend einer anderen Disziplin. Es gibt wohl keinen Gegenstand an unserer Fakultät, wenn wir von der reinen Philosophie etwa absehen, der in so mannigfacher Weise behandelt und geübt werden kann und auch wird, wie das Studium der Sprachen. Und darum hat es denn auch seitens der akademischen Lehrer an menschenfreundlichen Versuchen nicht gefehlt, den Studierenden in diesen ihren Nöten beizuspringen, die ärgsten Härten zu mildern und wenigstens anzudeuten, welchen Weg der Anfänger nehmen könnte, um den verschiedenen Gefahren, die auf ihn lauern, mit heiler Haut zu entgehen. Gerade in der Romanistik fehlt es nicht an Büchern und Broschüren, die sich dieser löblichen Aufgabe unterziehen, die einerseits dem Studenten über Umfang und Bedeutung des Studiums der romanischen Sprachen die Augen öffnen wollen, anderseits aber auch den akademischen Lehrer zum Nachdenken über das anregen, was er von seinen Schülern zu fordern hat. Es sind Namen von bestem Klang, welche sich in diesem Punkte ausgesprochen haben. Aus neuerer Zeit will ich nur Hermann Breymann: Wünsche und Hoffnungen betreffend das

Studium der neueren Sprachen an Schule und Universität, München und Leipzig 1885; Heinrich Morf: Das Studium der romanischen Philologie, Zürich 1890; Eduard Koschwitz: Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen, Marburg 1900; Heinrich Schneegans: Studium und Unterricht der romanischen Philologie, Heidelberg 1912; M. Wilmotte: L'enseignement de la philologie romane, Bruxelles 1886, nennen. Während die erstgenannten Werke subjektive Auffassungen des jeweiligen Verfassers über das Studium der Romanistik zu Worte kommen lassen, schildert Wilmotte in objektiver Art in feinen Zügen die persönlichen Erfahrungen, die er als Schüler der bedeutendsten Romanisten der älteren Generation in den Hörsälen gesammelt hat und dürfte gerade darum der Lektüre der Studierenden besonders zu empfehlen sein. Aus älterer Zeit ist — abgesehen von unbedeutenderen Schriften — hauptsächlich auf die heute freilich schon vielfach überholte Enzyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie von Gustav Körting, Heilbronn 1884, 4 Bde., und vor allem auf den monumentalen „Grundriß der romanischen Philologie" von Gustav Gröber zu verweisen. Diese letztgenannten sind freilich so breit angelegt und gehen in den einzelnen Fragen so gründlich zu Werke, daß sie im unentschlossenen Adepten das Unheil eher verschlimmern als beseitigen.

2. So groß die Schwierigkeiten des Studiums der romanischen Sprachen im ersten Augenblick auch erscheinen mögen, so wenig dürfen sie die Ursache werden, daß der Anfänger den Mut sinken läßt. Auch hier, wie bei so Vielem im Leben, heißt es zunächst „durchhalten" und gar bald entdeckt der Besucher der Hörsäle, daß zwischen den Mannigfaltigkeiten, zwischen den anscheinend unversöhnbaren Gegensätzen Zusammenhänge bestehen, und daß die verschiedenartigen Methoden sich im Grunde genommen auf drei Grundtypen zurückführen lassen, **drei Wege** können als die Hauptrouten für ihn in Betracht kommen: Er be-

treibt das Französische und Italienische entweder als **Sprachforscher** im engeren Sinne (als Grammatiker, Linguist, Sprachvergleicher, Etymologe usw.), oder als **Philologe** (Texterklärer), oder als **Literarhistoriker,** und was ihm sonst an Spezialmethoden und Spezialforschungen bekannt wird, wird er ohne allzuviel Gewaltsamkeit einem dieser drei Hauptkapitel einreihen können. Auch untereinander stehen diese drei Forschungsrichtungen natürlich in engsten Wechselbeziehungen. Ein Philologe wird ohne gründliche grammatische Schulung und ohne literarhistorische Kenntnisse seine Texte niemals richtig beurteilen können, ein Literarhistoriker kann ohne Philologie nicht leben und auch ein Grammatiker würde sich der ärgsten Mißgriffe schuldig machen, wenn er ahnungslos grammatische Formen bespräche, deren Wert und Bedeutung nur der Philologe richtig einzuschätzen vermag, zu deren Stellung in der Gesamtentwicklung der Sprache oft der Literarhistoriker den richtigen Schlüssel besitzt. Gewiß ist es nicht möglich und würde die menschlichen Kräfte wohl übersteigen, wenn ein Universitätshörer binnen vier kurzer Jahre die romanischen Sprachen in allen drei Richtungen zu durchforschen und kennen zu lernen sich anmaßen wollte, reicht doch nicht einmal eine Lebensarbeit hin, um dieses Ziel zu erringen, und wir können selbst unter den größten Gelehrten diejenigen Namen an den Fingern abzählen, die wenigstens methodisch in allen drei Forschungsrichtungen auf bedeutende Leistungen zurückblicken können, wie etwa Gröber oder Gaston Paris und selbst bei diesen Polyhistoren unserer Disziplin sind zwar nicht die Grenzen ihres Könnens, wohl aber jene ihrer materiellen Detailkenntnisse in jeder einzelnen Forschungsrichtung enger gezogen als der Rahmen der Gesamtforschung, in dem sich die vielen Hunderte von Mitarbeitern betätigen, gespannt ist. Wie sich der Anfänger mit diesen Tatsachen abfinden will und kann, ist seine Sache, und wohl kein akademischer Lehrer wird sich berufen fühlen, Vorschriften in dieser Hinsicht auszuarbeiten. Seine Macht reicht nur so weit,

daß er das eigene Nachdenken der Studierenden anregt und ihnen eine möglichst klare Auffassung von dem, was sich in unserer Wissenschaft zuträgt und bisher zugetragen hat, beizubringen sucht und auf diese Weise dem Haupthindernis im jugendlichen Denken entgegenzuarbeiten, der Unbestimmtheit und Unreife der Vorstellungswelt.

3. Was heißt das, eine Sprache lernen? Wohl wenige werden imstande sein, eine klare und bestimmte Antwort auf diese Frage zu geben. Der Laie meint, eine Sprache kann man dann, wenn man sich in derselben auszudrücken vermag. Wie viele können trefflich französisch und italienisch sprechen, ohne vom akademischen Sprachstudium auch nur eine Ahnung zu besitzen und wie oft macht anderseits der akademische Lehrer die Beobachtung, daß so mancher seiner Schüler, mag er auch fleißig alle Vorlesungen gehört, an allen Übungen teilgenommen haben, mag er auch jedem Wink und jeder Unterweisung seiner Lehrer entsprochen haben, mit jener Sprache, deren Studium er durch vier Jahre oder mehr alle seine Kräfte widmete, in mancher Hinsicht auf Kriegsfuß steht. Das Französisch unserer Hausarbeiten, das Italienisch, das die Kandidaten beim mündlichen Examen sprechen, spottet manchmal aller Beschreibung, und doch kann dieser radebrechende Kandidat ganz tüchtige theoretische Forschungen angestellt, vielleicht eine Doktorarbeit verfaßt haben, die ihm in der Wissenschaft einen guten Namen sichert. Zwischen Sprachstudium und Sprachstudium ist eben ein Unterschied; aber welcher? Daß von zwei Leuten derjenige, der eine geläufige Zunge hat, hinter demjenigen zurückstehen muß, der über gründliche, solide Kenntnisse verfügt, sieht jeder ein, daß aber jemand eine Sprache kennen kann, ohne sie in Wort und Schrift zu beherrschen, dagegen sträubt sich der gesunde Menschenverstand. Während aber das große Publikum nur zu leicht geneigt ist, die Nichterfüllung seiner elementaren Forderungen dem angehenden Gelehrten als Todesverbrechen anzurechnen, läßt es sich ganz ähnliche

Mißverhältnisse anderer Wissenschaften ruhig gefallen. Wie ein Philologe seine Sprache praktisch beherrschen soll, so muß auch der Musiker, sollte man meinen, Musik machen können, und doch wissen wir von so manchem genialen Komponisten, daß er ein schlechter Musiker gewesen ist. Ein Botaniker muß die Pflanzenwelt so gründlich kennen, daß er imstande sein sollte, einen Baum zu züchten, einen Garten zu bestellen; wer verlangt von unseren Botanikern, daß sie die Gärtnerei kennen? Und sollte man nicht von unseren Anatomen fordern, daß sie das Gewerbe der Fleischhauerei verstehen? Wenn nun einmal die öffentliche Meinung ein und dasselbe Ding unter verschiedenen Umständen so ganz verschieden beurteilt, so muß doch irgend ein Grund hierzu vorliegen und der akademische Lehrer wird der allerletzte sein, der aus solchen Voraussetzungen die Schlußfolgerung ziehen würde, daß die praktische Sprachbeherrschung in der Sprachwissenschaft und insbesondere bei den modernen Sprachen eine nebensächliche Rolle spiele. Der Grund für die vielfachen Mißverständnisse, die zwischen Laienpublikum und Fachmann in dieser Hinsicht immer wieder entstehen, liegt einfach darin, daß man zwei streng getrennte Begriffe immer wieder miteinander verwechselt: **Die Sprache und das Sprechen.** Französisch sprechen lernen ist eine ganz andere Aufgabe als die, die französische Sprache zu lernen. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, der wissenschaftliche Fachmann könne sich damit begnügen, die Sprache zu lernen und dafür das Sprechen beiseite lassen. Das französische Sprechen ist nicht bloß eine praktische Forderung, die das öffentliche Leben und insbesondere der Sprachunterricht, der ja die Lebensaufgabe der meisten Philologen bildet, erhebt, die Kunde vom französischen Sprechen bildet auch einen integrierenden Bestandteil der romanischen Philologie. Um sich den Unterschied zwischen Sprache und Sprechen klar zu machen, wird es gut sein, wenn der Student ein ganz ähnliches Begriffspaar zum Vergleiche heranzieht: nämlich die Schrift und das Schreiben; man könnte ebenso gut sagen, die

Musik und das Musizieren, die Mathematik und das Rechnen. Wie schon die Sprachform zeigt, sind Reden, Schreiben, Musizieren, Rechnen Vorgänge, die sich im praktischen Leben abspielen, sie sind vom Augenblick geboren und werden vom Augenblick verschlungen und können, wie alle Vorgänge, der Wissenschaft als Unterlage dienen. Die Sprache, die Schrift, die Musik, die Mathematik sind etwas Bleibendes, es sind ihre Elemente die Resultate, die von den Vorgängen gewissermaßen losgelöst oder abgezogen werden und quasi als dauernder Besitz dem menschlichen Geiste erhalten bleiben. Noch besser wäre es, wenn man sich auf den Standpunkt des Psychologen stellen wollte und etwa sagte: Das Sprechen, Schreiben usw. sind Begleiterscheinungen des menschlichen Denkens, die Sprache, die Schrift sind darin das Dauernde, wie der Gedanke selbst. Weniger getragen und nüchterner wäre die Definition etwa in folgender Weise: Das Sprechen ist der Vorgang einer Mitteilung, die ein Mensch an einen anderen oder an andere richtet, die Sprache ist die systematische Anordnung aller zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte erfolgten Sprachäußerungen nach wissenschaftlich bestimmten Gesichtspunkten. Diese Sprachäußerung selbst ist wieder nichts anderes als der durch das Erinnerungsbild oder ein äußerliches Schriftbild in menschlichem Geiste festgehaltene Vorgang des Sprechens, der immer wieder in gleicher oder wenigstens ähnlicher Weise in einem Sprechvorgang umgesetzt werden kann (vgl. § 8). Das Element, aus dem sich das menschliche Sprechen zusammensetzt, will ich den **Sprechakt** nennen, die Grundeinheit, auf der wir die Sprache aufbauen, das **Sprachdenkmal.**

4. Es ist ganz klar, **daß wir jedes einzelne Sprachdenkmal von beiden Standpunkten aus betrachten können:** vom Standpunkt der Sprache und vom Standpunkt des Sprechens und daß die Beurteilung in beiden Fällen eine ganz verschiedene sein kann. Bei Betrachtung des französischen Satzes: *Mais qu'est-ce que la langue? Pour nous elle ne se*

confond pas avec le langage; elle n'en est qu'une partie déterminée, essentielle, il est vrai. C'est à la fois un produit social de la faculté du langage et un ensemble de conventions nécessaires, adoptées par le corps social pour permettre l'exercice de cette faculté chez les individus. Pris dans son tout, le langage est multiforme et hétéroclite; à cheval sur plusieurs domaines, à la fois physique, physiologique et psychique, il appartient encore au domaine individuel et au domaine social; il ne se laisse classer dans aucune catégorie des faits humains, parce qu'on ne sait comment dégager son unité. — wird gewiß kein unbefangener Leser — und wäre er auch Philologe vom Fach — darüber nachdenken, ob er ihn als Akt, oder als Denkmal, als Schrift oder als ein Schreiben gelesen hat. Unsere ganze Aufmerksamkeit ist dermaßen auf den Sinn der Worte gerichtet, daß wir uns über die Art des Erfassens desselben kaum Rechenschaft ablegen. Wir erfahren daraus, daß Ferdinand de Saussure, Cours de linguistique générale, Lausanne 1916, p. 25 — zwischen *langue* und *langage* eine ähnliche Unterscheidung aufstellt, wie wir zwischen Sprechen und Sprache, nur vielleicht mit dem Unterschied, daß er beide Begriffe mehr als statische Abstraktionen einander gegenüberstellt, da er von einer *faculté de langage* spricht und ihr in den nächsten Zeilen den Satz entgegenstellt: *la langue, au contraire, est un tout en soi et un principe de classification* — während wir uns bemühen, in beiden Fällen die dynamischen Momente hervorzuheben, indem wir das Sprechen als Vorgang, die Sprache als einen Komplex von Erinnerungsbildern solcher Vorgänge bezeichnen, an welchem sämtliche Menschen, die sich dieser Sprache bedienen, teilnehmen. Auch dieser Gedanke ist übrigens bei Saussure ausgearbeitet und vertieft. Über der Bemühung, diese Gedanken zu erfassen, tritt das Bewußtwerden, welcher grammatischen Konstruktionen sich Saussure hier bediente, welche Ausdrucksmittel er wählte, stark in den Hintergrund. Erst wenn etwa in einem Nachdrucke oder einer auf anderer Grundlage hergestellten Ausgabe von Saussures Vorlesungen

der gleiche Gedanke, in andere Worte gekleidet, erschiene, wenn etwa der Sinn des Satzes durch andere Textierung gar modifiziert wäre, würde der Philologe vom Fach jene Tätigkeit entwickeln, die wir als Textkritik bezeichnen und die darin gipfelt, daß wir uns, soweit die verfügbaren Materialien reichen, jenen Sprechakt möglichst getreu zu rekonstruieren suchen, der dem Verfasser, oder in unserem Falle, den Herausgebern Bally und Sechehaye tatsächlich vorgeschwebt haben mag. Die Geistesarbeit des Philologen liegt eben darin, daß er ein Sprachdenkmal, dessen sprachliches Gewand er feststellen soll, gewissermaßen in jenen Sprechakt zurückzuverwandeln sucht, aus dem, seiner Überzeugung nach, das Sprachdenkmal am wahrscheinlichsten hervorgegangen sein dürfte. Wenn anderseits ein Syntaktiker, der sich gerade mit dem Problem der 'verkürzten Sätze' beschäftigt, auf den obigen Satz stößt und aus dem Beistrich, der nach — *pour nous* — gesetzt ist, zum Nachdenken darüber angeregt wird, ob dieses — *pour nous* — ein einfaches Satzobjekt, oder möglicherweise einen sogenannten 'verkürzten Nebensatz' darstellt, einen Einschub, wie etwa das spätere: *il est vrai*, oder das unmittelbar vorausgehende: *que la langue*, das aus einem verkürzten Komparativsatz hervorgegangen ist, so wird er möglicherweise in diesen, für den Grammatiker so wichtigen Fragen so befangen sein, daß er den eigentlichen Gedankeninhalt der Worte Saussures kaum so recht zum Bewußtsein bringt. Nicht die Worte Saussures interessieren ihn, sondern er untersucht die französische Sprache als Ganzes (wie Saussure sich ausdrückt), von der ihm in diesem Augenblick zufällig gerade dieses Bruchstück als Denkmal eines Sprechaktes vorliegt. — Wir müßten also eigentlich sagen, **daß man jeden Sprechakt in dreierlei Weise in sich aufnehmen kann.** Entweder, man bemüht sich, ihn zu **verstehen,** oder man tritt **mit wissenschaftlichen Absichten** an ihn heran — und erst in diesem letzteren Falle wird sich der Philologe vom Grammatiker unterscheiden, dadurch, daß dieser **den Sprechakt** als solchen seinen wissen-

schaftlichen Untersuchungen zugrunde legt, jener **das Sprachdenkmal** für seine grammatische Arbeit verwertet.

Im Grunde genommen kommen wir auch mit dieser dreifachen Unterscheidung des Verständnisses noch nicht aus. Wenn wir irgend ein poetisches Produkt der Dichtersprache auf uns einwirken lassen, so ist das Verständnis, das wir diesen Worten entgegenbringen, doch noch etwas mehr als die einfache Denkarbeit des Logikers, der sich damit begnügt, den Vorstellungsverlauf, den der Sprechakt in ihm hervorruft, in geordneter Reihe zu reproduzieren. Nehmen wir ein Beispiel:

Nell' aria della sera umida e molle
Era l'acuto odor de' campi arati;
E noi salimmo insiem su questo colle,
Mentre il grillo stridea laggiù nei prati.

L'occhio tuo di colomba era levato,
Quasi muta preghiera al ciel stellato;

Ed io che intesi quel che non dicevi
M'innamorai di te, perchè tacevi.

Le rime di Lorenzo Stecchetti
Bologna 1903.

Verstanden ist dieses Gedicht, wenn die Sprachkenntnisse des Lesers so weit reichen, daß er den Vorstellungsverlauf der feuchten, weichen Abendluft, des scharfen Geruches der frisch gebrochenen Sturzäcker, des gemeinsamen Spazierganges des Dichters mit dem angesprochenen weiblichen Wesen auf einen Hügel, des entfernten Grillengezirpes in den tiefer liegenden Wiesen verfolgt, den aufwärts gerichteten Blick der Taubenaugen, welche im stummen Gebet zum Himmel gerichtet sind, anschließt und schließlich des dichterischen Gefühlsinhaltes der beiden letzten Verse sich bewußt wird. Diesen in Worten wiederzugeben ist eine Kunst, die bekanntlich nicht jedem gegeben ist. Darin liegt eben das Geheimnis, welches die gerade

angedeutete Ideenfolge zur Poesie stempelt, daß nicht bloß Bedeutungen und Vorstellungen in uns erweckt werden, sondern daß die ganze Seele in Schwingungen gerät, daß das Gedicht wirkt, wie man sich auszudrücken pflegt. Wenn wir uns an diesen Ausdruck klammern wollen, so können wir nicht bloß in diesem Falle, ja nicht bloß bei einem gereimten Gedicht, nicht einmal allein bei einem Produkt der sogenannten 'schönen Literatur', sondern überhaupt **bei jedem Sprechakt zwischen dem Verständnis und der Wirkung desselben unterscheiden.** Ersteres begnügt sich damit, einen bestimmten Vorstellungsverlauf zu reproduzieren, letztere verbindet mit diesem Vorstellungsverlauf weitere psychische Aktionen, die der Verstehende, je nach Individualität und Neigung in verschiedenem Maße vornimmt. Ich kann dasselbe Gedicht bei vollem Verständnis wirkungslos lesen und, wenn auch seltener, mag wohl manchmal der umgekehrte Fall eintreten, daß selbst bei unvollständigem oder unklarem Verständnis eine Wirkung des Sprechaktes auf den Hörenden nicht ausbleibt. Noch stärker als bei einem und demselben Individuum schwanken der Umfang und die Tiefe der Wirkung eines und desselben Sprechaktes bei verschiedenen Individuen. Wer sich wenig mit dem Lesen von Gedichten beschäftigt hat, wird vielleicht schon in der Naturschilderung, mit der das Gedicht eingeleitet wird, eine tiefe Wirkung auf seine Phantasie erfahren. Ist er mit einer solchen begabt, so wird er dem Hügel mit den darunter liegenden Wiesen im Abenddämmern, im Aufblitzen der Sterne, bestimmte Formen verleihen, er wird ohne Zutun des Dichters die allgemein gegebenen Züge des Landschaftsbildes vielleicht bereichern und vor seinem geistigen Auge so plastisch gestalten, daß er schließlich eine ganz bestimmte Landschaft vor sich sieht, die freilich von der vom Dichter intendierten wesentlich abweichen mag. Wer aber schon tausende von derartigen Schilderungen in sich aufgenommen hat, dem werden möglicherweise gerade diese ersten, für uns heute ziemlich abgebrauchten Milieuschilderungen wenig Neues besagen.

Als ein im Kunstgenuß Blasierter wird er vielleicht über diese Stelle hinweggleiten und dann bei der Erwähnung des Taubenblickes allerhand literarische Reminiszenzen in sich erwecken, die dem naiv Lesenden fernliegen. Vielleicht denkt er an das Taubenpaar der Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten zurück und hängt mit seinen Gedanken einer Ideenverbindung nach, die möglicherweise dem gelehrten Olindo Guerini (dies ist der wirkliche Name des Dichters) bei der Abfassung des Gedichtes nicht ganz ferngelegen hatte; und wird dann in das Schweigen, auf das der Dichter so großen Nachdruck legt, einen tieferen Sinn bringen, ohne zunächst sagen zu können, ob er damit den Intentionen des Dichters wirklich gerecht wird, oder möglicherweise in seinen Worten Dinge vermuten, die zwar ihm, als Literaturkenner, ansprechend erscheinen, in Wirklichkeit aber vom Dichter gar nicht empfunden wurden. — Diese Zweifel werden sich nur dann lösen, wenn wir die Mittel in die Hand bekommen, festzustellen, an wen der Dichter diese Worte gerichtet hatte, unter welchen Umständen und für wen er das Gedicht schrieb. **Nicht nur das Verstehen, sondern auch die Wirkung des Sprechaktes** kann Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung werden, und diese durchzuführen ist nun **Aufgabe des Literarhistorikers.**

An diesen einfachen Beispielen dürften klar genug die grundlegenden Momente der drei wissenschaftlichen Forschungsrichtungen, die alle von der Sprache ausgehen und als Sprachstudium im weiteren Sinne bezeichnet werden, zum Ausdruck kommen.

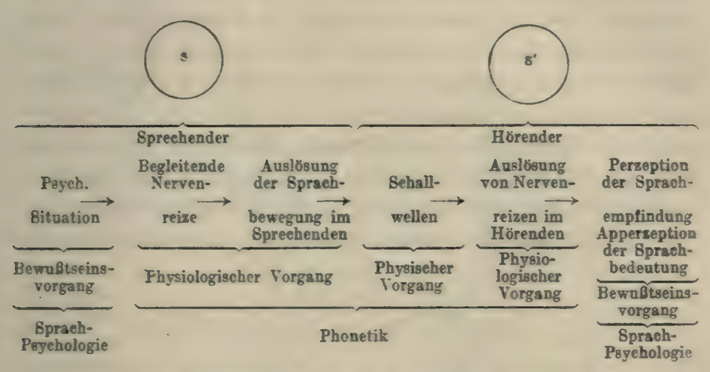
5. Die **Einteilung des romanistischen Fachstudiums** könnte vorläufig in folgender Weise charakterisiert werden: **Das Gesamtstudium** bezeichne ich als **romanische Philologie,** und in diesem Sinne ist das Titelblatt zu verstehen. Diese gliedert sich in drei Hauptgruppen: Die romanische Linguistik oder das romanische Sprachstudium, dann jene zweite Forschungsrichtung, die früher dem Philologen im

engeren Sinne reserviert wurde — woraus zu entnehmen ist, daß zwischen Philologie im weiteren Sinne und Philologie im engeren Sinne unterschieden wurde, und die romanische Literaturgeschichte. Ein und denselben Ausdruck in zweifachem Sinne zu verwenden ist immer eine mißliche Sache. Wenn man auch die Erforschung des Sprechaktes als Philologenarbeit schlechthin zu bezeichnen pflegt, so ist doch einerseits nicht jede, in diesem Sinne vorgenommene Untersuchung gemeiniglich als Philologie zu bezeichnen, da ja zum Beispiel auch die sogenannte Lautphysiologie oder beschreibende Phonetik hierher gehört, von welcher gerade die zünftigen Philologen vielfach absolut nichts wissen wollen, während anderseits auch der Philologe strengster Observanz durchaus nicht sein Arbeitsfeld auf die Erforschung des Sprechaktes eingeschränkt wissen will, vielmehr sowohl Grammatik als auch Literaturgeschichte als seine Domäne betrachtet. Man wird sich daher, obwohl seinerzeit Tobler sich anders ausdrückte[1], unter den beiden Gebrauchsweisen für jene entscheiden, welche den Namen Philologie dem Gesamtstudium zuerkennt, während für die Untersuchung des Sprechaktes ein wissenschaftlicher Terminus noch zu suchen ist. Zur Feststellung desselben empfiehlt es sich, ein schematisches Bild dieser Einteilung zu entwerfen. Wenn wir eine Sprachtatsache generell mit einem Kreise S bezeichnen, so stellt sie sich als **Sprechakt** in der Weise dar, daß ein idealer Sprechender und ein idealer Hörender durch eine Mitteilung sich verständigen. Ist S das Sprechen des Sprechenden, so müssen wir ihm ein S′ des Hörenden gegenüberstellen und die einzelnen Momente,

---

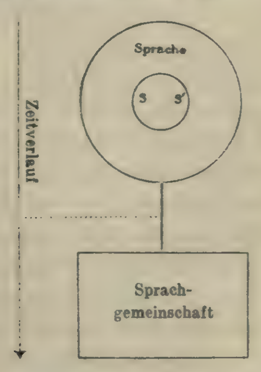
[1] Rektoratsrede in Verm. Beitr. III S. 160 ff. Obwohl gerade T. hier der Dreiteilung in Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte das Wort redet und erstere u. a. der „Methode der Geschichte" gleichstellt, deckt sich seine S. 164 gegebene Definition der Philologie so genau mit dem, was von mir als „Stilistik" bezeichnet wird, daß ich mich im Wesenskern meiner Gedanken mit Tobler eins erkenne, mag auch sein Gesichtspunkt von dem meinigen vielfach abweichen.

die in diesem Falle sich abspielen, wären durch folgendes Schema anzudeuten (Fig. 1):



(Wiener medizinische Wochenschrift 1917, Nr. 18 und 20: Prinzipielle Fragen in der Phonetik, S. 6 des Sonderabdruckes.)

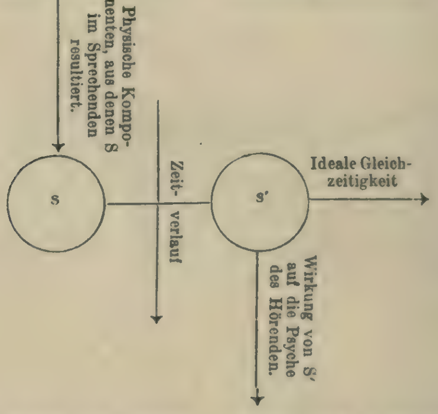
Nehmen wir S als Sprachdenkmal, so bildet es einen Teil der Sprache und diese ist eine Abstraktion, die wir aus der faktisch existierenden Sprachgemeinschaft ableiten. Um auch von dieser Auffassung eine schematische Dar-



stellung zu geben, müßten wir S und S′ zur idealen Dekkung bringen, da der Begriff der Sprachgemeinschaft eine im Prinzipe erfolgte vollkommene Verständigung zwischen Sprechendem und Hörendem voraussetzt, wir müßten also

die beiden Kreise (S, S′) eigentlich übereinander zeichnen und das einzelne Sprachdenkmal wieder als einen Teil eines unendlich größeren Kreises, den wir als **Sprache** bezeichnen, zum graphischen Ausdruck bringen. Eine treffliche Wiedergabe eines solchen Schemas das ich nur leicht abänderte, entnehme ich dem bereits zitierten Werke von Saussure, S. 116. (Fig. 2, S. 15.)

Um endlich auch die **Wirkung,** welche die Sprache ausübt, in dieser bildlichen Wiedergabe nicht zu vergessen, müßte man das erste Bild etwa in folgender Weise abändern: Eine Wirkung setzt einen Zeitverlauf voraus, und wenn



auch infolge der historischen Kontinuität innerhalb einer Sprachgemeinschaft die Wirkung, die von einem Sprachdenkmal auf einen Leser oder einen Hörenden ausgeübt wird, um Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende von dem Moment getrennt sein kann, wo das Sprachdenkmal zum ersten Male produziert wurde, so sind wir doch berechtigt, eine wenigstens gedachte Gleichzeitigkeit zwischen S und S′ anzusetzen, um die im Begriffe der Wirkung gelegene Nachzeitigkeit der letzteren damit in Gegensatz zu bringen. Die Wirkung haftet ja nicht bloß dem Sprechakt, sondern auch dem Sprachdenkmal an, woraus sich die Berechtigung vorstehender Darstellung ergibt (Fig. 3).

Während früher von jeder Sprachäußerung gesagt wurde, daß sie als Sprechakt wie als Sprachdenkmal betrachtet werden kann, gilt nicht das Gleiche hinsichtlich der Wirkung; zwar kann von jeder Sprachäußerung eine Wirkung ausgehen, doch wird nicht jede Wirkung Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein, vielmehr nur in solchen Fällen, in denen die Wirkung nicht aus den die Sprachäußerung begleitenden Umständen erfließt, sondern aus der Sprachäußerung selbst resultiert. Den Inbegriff solcher Sprachäußerungen nennen wir Literatur.

Anmerkung. Die Wirkung, die von einer Sprachäußerung ausgeht, kann unter Umständen sehr weitgehend sein, ohne daß sie das betreffende Sprachdenkmal zu einem Literaturdenkmal stempeln könnte. Ein militärischer Befehl in einer Schlacht, ein richterlicher Wahrspruch, eine kaufmännische Rechnung, oder ein Kurszettel an der Börse können mitunter die tiefste Wirkung bei den Beteiligten auslösen; diese Wirkungen sind aber in Umständen begründet, welche mit der Sprachäußerung selbst nur in äußerlichem Zusammenhange stehen. Zum **Literaturdenkmal** kann auch die Ansprache eines Generals an seine Soldaten, kann eine Rede vor Gericht oder im Parlament dann werden, wenn die vom Verfasser beabsichtigte Wirkung nicht bloß bei denjenigen, an welche die Rede gerichtet ist, eintritt, sondern von jedermann empfunden werden kann, auch wenn der Aufnehmende von den Umständen, unter denen diese Rede gehalten wurde, wenig oder nichts weiß. Nicht die Wirkung an sich kennzeichnet das Literaturdenkmal, sondern der allgemein menschliche Charakter derselben. Nur solche Wirkungen pflegen wir ästhetische zu nennen.

Aus diesen drei schematischen Darstellungen ersieht man, daß sowohl Sprache als auch Literatur in ihrem Wesen historische Disziplinen sind, da der Zeitverlauf einen integrierenden Bestandteil derselben bildet, wogegen das Sprechen in seinem Grundwesen unhistorisch ist. Das Sprechen ist ein biologischer Vorgang, der sich allerdings fortgesetzt vollzieht, aber dennoch kein historisches, sondern ein biologisches Interesse in uns auslöst. Wenn wir uns an die von Buffon dargelegte Auffassung des sprachlichen Stiles halten wollen, die gewöhnlich unter dem Schlagworte: «*Le style c'est l'homme*» kolportiert wird, obwohl Buffon

selbst in seiner Akademieschrift: *Traîté du style*, 1753, diese Prägung seines Gedankens in dieser Form nicht zum Ausdruck gebracht hat, so wäre die Bezeichnung der Wissenschaft vom Sprechen als **Stilistik** oder Stilkunde wohl am ehesten geeignet, den gesamten Tatsachenkomplex zu umfassen.

Anmerkung. Unter den mannigfachen Bedeutungen, die dem Worte Stil seit Aristoteles bis auf unsere Tage unterlegt werden, können wir vier Hauptauffassungen unterscheiden, die in der Wissenschaft bis in unsere Tage von den verschiedenen Gelehrten vertreten werden: Die **grammatische Auffassung des Stils,** die auf Aristoteles zurückgehend, in der Romanistik in neuerer Zeit von Gröber[1], Bally[2], und anderen verteidigt wird, erblickt das Wesen des Stils in der Nachahmung und Ausbildung bestimmter sprachlicher Ausdrucksmittel zur Erreichung angemessener Wirkungen und sucht in der genauen grammatischen Untersuchung eben dieser Ausdrucksmittel das Wesen des Stils zu erklären. Die damit eng verwandte **rhetorische Auffassung,** die ebenfalls bereits von Aristoteles formuliert wurde, und welche namentlich die Rhetoren wissenschaftlich auszubauen sich bemühten[3], definiert den Stil als die Auswahl der sprachlichen Ausdrucksmittel, die von einem Dichter oder Schriftsteller zur Erreichung seines Zweckes getroffen wird. Nicht das Ausdrucksmittel selbst, sondern eben die Wahl würde das Wesen des Stils ausmachen, das man mit Hilfe einer Klassifikation der angestrebten Stilarten näher zu begrenzen suchte. Erst in der Renaissancezeit erwachte gegen diese, namentlich in der Scholastik ausgebaute Theorie besonders in Italien eine heftige Opposition, als deren Wortführer Agostino Mascardi[4], Castiglione und Torquato Tasso gelten können. Sie waren die ersten, welche das Wesen des Stils in der künstlerischen Wirkung eines Literaturdenkmals erblickten und damit jenen Sprachgebrauch einleiteten, der uns heute nicht bloß in der Sprache, sondern auf jedem Gebiet künstlerischen Schaffens von Stilgattungen reden läßt: Stil in der Malerei, Architektur, Musik usw. Diese

[1] Vgl. hiezu Francesco Colagrosso, Studi stilistici 1909, S. 66 Note.

[2] Traité de Stilistique française, Heidelberg 1909.

[3] Ein moderner Vertreter dieser Richtung wäre Antoine Albalat, L'art d'écrire, Paris s. a. La formation du style Paris s. a. Comment il faut lire les auteurs classiques français. Paris1913.

[4] Vgl. Saverio Mattias, Il concetto dello stile nella letteratura italiana 1912, bes. S. 35.

in neuerer Zeit besonders von Karl Voßler[1], K. Elster[2], Remy de Gourmont[3] vertretene **ästhetische Auffassung** des Stils ist zwar anwendbar, wenn man sich von Haus aus auf die Begriffe Kunst oder Literatur bei Verwendung dieses Ausdruckes beschränkt, läßt aber eine Ausscheidung jener Sprachdenkmäler nicht zu, denen wir keinen künstlerischen Wert und vom ästhetischen Standpunkt daher auch keinen Stil zuschreiben können. Ihr gegenüber hatte Buffon in seiner berühmten akademischen Antrittsrede[4] dem Stil eine viel tiefere und daher wissenschaftlich brauchbarere Deutung gegeben, indem er den Stil des Menschen mit seinem Schaffen selbst identifiziert und ihn mithin als ein Problem des menschlichen Lebens, oder ein Glied der menschlichen Biologie darstellt[5]. Dem Immanenzproblem, das die Ästheten im Stil erblicken, wird durch die **biologische Auffassung** die transzendente Grundlage desselben beigeschlossen. Der Stil eines Sprachdenkmals ist nichts anderes als das Schreiben oder Sprechen des Dichters selbst, der eines Musikstückes das geistige Musizieren eines Komponisten, der eines Bauwerkes das architektonische Entwerfen eines Baukünstlers.

---

[1] Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Heidelberg 1904.

[2] Prinzipienlehre der Literaturwissenschaft.

[3] Le problème du Style. Paris 1902.

[4] Discours sur le style 1753. Übrigens steht auch Voßler, trotz seiner einseitigen Betonung der Immanenz der biologischen Auffassung nicht so ferne.

[5] «Bien écrire c'est tout à la fois, bien penser, bien sentir et bien rendre.»

Aufgaben der Stilistik.

6. Nachdem wir uns bemüht haben, eine möglichst klare Auffassung der drei Grundbegriffe der Philologie: Stilkunde, Sprachkunde und Literaturkunde, zu erringen, werden wir nun den Umfang der wissenschaftlichen Aufgaben, die sich daran knüpfen, nach dem gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens zu umschreiben suchen.

Am schwierigsten ist es, diesen Wunsch hinsichtlich der Stilkunde zu erfüllen. Wir pflegen beim Sprechen zwei Elemente zu unterscheiden: Die Lautfolge des Sprechaktes und die damit verbundene Bedeutung desselben. Hinsichtlich seiner Lautfolge ist das Sprechen eine reine Artikulation und die Lehre vom sprachlichen Artikulieren ist die **Phonetik.** Das Artikulieren erfolgt in rhythmisch gegliederten Lautreihen, welche sich objektiv als System von Schallwellen darstellen, die vom Sprechenden erzeugt, vom Hörenden empfunden werden. Innerhalb dieser Lautreihen sind wir imstande, bestimmte Gruppen mehr oder minder gleichartiger Schallwellen als einfache Lautempfindungen zu apperzipieren und nennen dieselben **Laute.** Wir sprechen nicht in Lauten und es ist eine uns vornehmlich durch die Buchstabenschrift eingeimpfte Vorstellung, daß der Sprechende beim Artikulieren von Sätzen von den einzelnen Lauten ausgeht. Wohl aber hören wir in Lauten und ist das Wesen des Lautes im menschlichen Unterscheidungsvermögen begründet und psychologisch notwendig. Vergleiche hierzu Karsten: *Transactions of Modern Language Association III.*

Das Sprechen erfolgt in Bewegungen, welche von *Wundt* in seiner Völkerpsychologie als **Ausdrucksbewegungen** bezeichnet werden, aus denen Wellensysteme resultieren, die

vom Hörenden nur approximativ in einzelne Lautempfindungen zergliedert werden. Die Grundlage der Phonetik ist mithin die **Artikulationsreihe**, welche sowohl akustisch als auch physisch, respektive physiologisch analysiert werden kann. Ihrem Wesen entsprechend ist die Phonetik heute ein besonderer wissenschaftlicher Zweig geworden, an welchem der Sprachforscher ebenso interessiert ist wie der Physiker, der Physiologe, der Gesangstechniker und in gewisser Hinsicht sogar der Psychologe. Wir unterscheiden eine prinzipielle Phonetik und eine experimentelle Phonetik. Ein geeignetes Handbuch der ersten Richtung steht dem Anfänger in den Handbüchern von Sievers: Grundzüge der Phonetik, Leipzig 1901; Otto Jespersen: Lehrbuch der Phonetik, Leipzig und Berlin 1904 u. a. zur Verfügung. Das Bestreben dieser Gelehrten geht dahin, jene Ausdrucksbewegungen möglichst genau zu definieren, welche die einzelnen Lautempfindungen im Hörenden erzeugen. Die experimentelle Phonetik liegt sowohl in ihrer Methode als auch in den Zielen, die sie verfolgt, so sehr auf rein naturwissenschaftlichem Boden, daß der Sprachforscher kaum mehr die Möglichkeit besitzt, an ihr mitzuarbeiten. Gegenüber den vielgerühmten, aber meiner Überzeugung nach gerade einen Studierenden der Sprachwissenschaft leicht irreleitenden *Principes de phonétique expérimentale* par l'abbé P. J. Rousselot, Paris, Leipzig 1897—1901, dürfte es besser sein, wenn der Anfänger zunächst das Werk von Gutzmann: Die Physiologie der Stimme, Berlin 1910, zur Hand nähme, um zu sehen, wie weit ihm Lust und Zeit es gestatten, sich in dieses Studium zu vertiefen.

Während die **prinzipielle Phonetik** dadurch, daß sie vielfach von dem Axiom ausgeht, daß derselbe Laut immer in derselben Weise innerhalb gewisser Grenzen gesprochen wird (ein Axiom, das freilich sachlich falsch ist und nur insoweit Existenzberechtigung besitzt, als der Laut als Psychikum und nicht als Physikum behandelt wird) den Sprechakt selbst einigermaßen in den Hintergrund treten läßt, basiert anderseits die **experimentelle Phonetik** natür-

lich vollständig auf den experimentell untersuchten Sprechakten, sei es, daß diese Untersuchung mit Hilfe von physikalischen Apparaten durchgeführt wird, sei es, daß das Ohr des Beobachters als einziges Untersuchungsmittel dient. Phonetische Nachschriften vorgesprochener Texte, wie etwa: *Les parlers parisiens* von Koschwitz, Paris, Leipzig 1896, oder Giulio Panconcelli Calzia: **Italiano**, Leipzig 1911 erweisen deutlich den stilistischen Grundcharakter der Phonetik.

Die Analyse der Artikulationsreihe kann in zweierlei Richtungen erfolgen: Rein **akustisch** beobachten wir an ihr einen kontinuierlichen Wechsel schallkräftiger und schallschwacher Elemente; die ersteren pflegen wir Silbengipfel, die letzteren Silbentäler zu nennen. Der Wechsel selbst ist, wie wir gewöhnlich sagen, ein rhythmischer und dementsprechend bildet die Lehre vom Sprachrhythmus ein besonderes Kapitel der Phonetik. **Psychologisch** zerfällt die Artikulationsreihe in Worte, da wir bestimmte Gruppen von Lauten mit bestimmten Bedeutungen oder zum mindesten mit einem bestimmten Sinn behaftet wissen. Insofern im Sprachgebrauch zwischen den einzelnen Worten innerhalb einer Artikulationsreihe besondere artikulatorische Erscheinungen auftreten können, die mit der das Artikulieren begleitenden Denktätigkeit des Sprechenden zusammenhängt, ist auch die Phonetik genötigt, neben dem Silbenrhythmus die Wortfugen innerhalb einer Artikulationsreihe zu berücksichtigen. Deutlich kommt das zum Ausdruck in der auf dem Sprachrhythmus aufbauenden Akzentlehre. Die wechselnde Höhe, Dauer und Stärke in der Artikulierung pflegen wir als Akzent zu bezeichnen und unterscheiden demgemäß zwischen einem Satzakzent, Wortakzent und Silbenakzent.

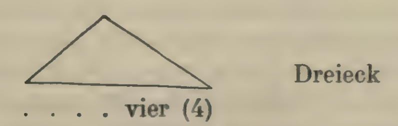
7. Anschließend an diese letzterwähnten phonetischen Forschungsgebiete hat sich namentlich in letzter Zeit eine wissenschaftliche Literatur entwickelt die sich ausschließlich mit dem romanischen Sprachrhythmus und den aus ihm erwachsenen romanischen Metren beschäftigt. Man

könnte diese Schwesterdisziplin der Phonetik nach einem ihrer ersten Verfechter, Paul Pierson (*Métrique naturelle du langage par Paul Pierson avec une notice préliminair par G. Paris.* Paris 1884), als natürliche Metrik der Sprache bezeichnen, die in diesem Werke in bewußten Gegensatz zur konventionellen oder literarischen Metrik der Dichter gestellt wird. Zweckentsprechender und genügend klar schiene es mir, diese Forschungsrichtung unter der wissenschaftlichen Etikette der '**romanischen Prosodik**' zusammenzufassen. Wie wir bei der einzelnen Silbe Tonhöhe, Tondauer und Tonstärke unterscheiden und dementsprechend den musikalischen, den quantitativen und den qualitativen oder emphatischen Akzent an ihr feststellen, so können wir alle musikalischen Akzente einer Artikulationsreihe unter dem Begriffe der **Sprachmelodie** alle quantitativen unter jenem des **Sprachmaßes** (Metrums) und alle qualitativen unter jenem der **Sprachkadenz** zusammenfassen. Das Problem, das die Wissenschaft im ersten Falle zu untersuchen hat, ist die sogenannte Intonation der Artikulationsreihe, über welche namentlich Eduard Sievers bahnbrechende Untersuchungen angestellt hat. (Rhythmisch-melodische Studien, Vorträge und Aufsätze, Heidelberg 1912.) Auf französischem Gebiet haben Daniel Jones: *Intonation Curves*, Leipzig und Berlin 1909 und H. Klinghardt und M. de Fourmestraux: Französische Intonationsübungen, Köthen 1911, versucht, Intonationskurven graphisch festzuhalten. Die Lehre vom Sprachmaße beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Begriffe der sprachlichen Zäsur, wie insbesondere Raoul de la Grasserie in seinen *Principes scientifiques de la versification française*, Paris 1900, entwickelte. Eugène Landry: *La théorie du rythme et le rythme du français déclamé*, Paris 1911, L. Roudet u. a. versuchen, das Problem der Vers- und Sprachkadenz zum Teil auf experimentellem Wege zu ergründen. Außerhalb der romanischen Philologie hat man sich insbesondere mit den quantitativen und qualitativen Schlußkadenzen auch im Lateinischen und Griechischen beschäftigt und ist es vor allem

Wilhelm Meyer aus Speyer gelungen, durch Feststellung akzentuierter Satzschlüsse (Ductus) im Mittellatein Probleme aufzurollen, die auch für die Romanistik von großer Bedeutung werden dürften. (Die rhythmische lateinische Prosa in: Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik, II, S. 236ff.

8. Neben dem Sprechakt als Artikulation hat sich die Wissenschaft mit dem **Sprechen als Erkenntnismittel** beschäftigt und die psychischen Akte, welche das Sprechen auslöst, der artikulatorischen Seite der Sprache als sogenannte 'innere Sprache' (besser: **inneres Sprechen,** *parole intérieure*) gegenübergestellt. Wir stehen hier freilich am Punkte, wo das Sprechen zur Sprache wird, denn die durch das Sprechen ausgelösten Vorstellungen bleiben im Hörenden haften, werden als Erinnerungsbilder seinem Bewußtsein einverleibt und können, soweit sein Erinnern es ihm erlaubt, jederzeit reproduziert werden. Die Sprachpsychologie, wie man den ganzen Komplex von einschlägigen Fragen wohl zu bezeichnen pflegt, erstreckt sich demgemäß sowohl über eigentlich stilistische Probleme, als da wären: Sprechen und Lesen, motorische Wortvorstellungen und Ähnliches, als auch über rein sprachliche Fragen erkenntnistheoretischer Natur. Eine strenge Scheidung dieser beiden Gebiete ist aber um so weniger statthaft, als auch das Erinnern ein Akt ist, der zwar auf früheren Erfahrungen beruht, den man aber nicht so auffassen darf, als wenn das Erinnerungsbild, das reproduziert wird, einen dauernden Besitzstand des Sprechenden bilde. Ein Gedankenfehler, dem gerade die Sprachforscher nur zu oft unterworfen sind, ist es, wenn man die sprachlichen Erinnerungsbilder gewissermaßen substantialisiert und dadurch der inneren Sprache eine Realität zuschreibt, die ihr nicht zukommt. Auch sie ist eine Abstraktion, wie die Sprache überhaupt und ihre Existenz in den Sprechakt irgendwo einzuschalten ist nicht bloß überflüssig, sondern geradezu falsch. Wenn wir unter Wort jene Lautgruppe verstehen, welche in regelmäßiger Wiederkehr beim Sprechen dann Anwendung findet,

wenn der Akt der Mitteilung dies erfordert, so müssen wir zunächst feststellen, daß nicht jedem Wort eine bestimmte, abgrenzbare Vorstellung im inneren Sprechen zukommt. Ist eine solche vorhanden, so nennen wir sie die **Bedeutung** des Wortes. Die psychologische Bedeutung des Wortes wird durch ein Zeichen, welches der Sprechende gibt, im Hörenden ausgelöst; dieses Zeichen ist die lautliche Form des Wortes, durch welche auf die Bedeutung hingewiesen wird. (Martinak, Psychologie des Sprachlebens, Z. f. österr. Gymn. IL 1898, 1. Heft.) Dieser Hinweis kann entweder in sachlicher Weise erfolgen (reale Bedeutung), indem mit dem Zeichen immer derselbe Vorstellungskreis, wenn auch in wechselndem Umfang beim Hörenden ausgelöst wird.



Alle Substantiva, Adjektiva, die meisten Verba und manche andere Worte gehören hierher. — Oder der Hinweis ist ein formaler, der nur durch den Vorstellungsverlauf realen Sinn bekommt; hierher die Pronomina, formale Numeralia (einige, viele, wenige) und zahlreiche Adverbia. Neben diesen bedeutungtragenden Worten besitzen die romanischen Sprachen andere Ausdrücke, welche zwar einen Sinn in sich tragen, aber keine Bedeutung haben. Es sind dies rein **funktionelle Worte** wie der Artikel, Präpositionen, Konjunktionen, Interjektionen. Im Sprechakt hat man zu untersuchen, welche Bedeutungen und welche Funktionen den einzelnen Worten in der Rede zukommen. Diese philologische Arbeit pflegen wir als **wissenschaftliche Interpretation** zu bezeichnen, die einen hervorragenden Teil der romanischen Philologie bildet. Das wichtigste Hilfsmittel zur Interpretation ist die Bedeutungslehre oder

Semantik[1], welche darauf abzielt, den Bedeutungsumfang der einzelnen Abschnitte zu bestimmen. Die **funktionelle Seite** der Worte wird in der Syntax behandelt, in die man in der Regel ein rein stilistisches Element mit aufzunehmen pflegt, obwohl es seinem Wesen nach eigentlich nicht in die Syntax hineingehört. Es ist dies die **Wortstellung**[2]. Die Aufgabe der Syntax beschränkt sich darauf, zu untersuchen, welche Funktionen beim sprachlichen Ausdruck zu unterscheiden sind (vgl. § 16) und welche sprachlichen Ausdrucksmittel zur Wiedergabe dieser Funktionen Verwendung finden können. Die Frage, in welcher Weise diese sprachlichen Ausdrucksmittel aufeinanderfolgen, kann die Syntax niemals erschöpfend beantworten. Die syntaktische Wortfolge ist einzig und allein im Sprechakt selbst und nicht in der Sprache begründet; es kann zwar vorkommen, daß eine bestimmte Reihenfolge der Worte stilistisch so häufig Anwendung findet, daß jede Abweichung von derselben als ein Verstoß gegen die Sprache empfunden wird, aber selbst in diesen Fällen kann man höchstens von einer zur Alleinherrschaft gelangten Stileigentümlichkeit reden, die allenfalls in dem Sprechrhythmus, aber sicher nicht in den syntaktischen Funktionen selbst begründet ist. In diesem Sinne sind auch alle Untersuchungen über Wortstellung im Romanischen, vor allem Elise Richter: Zur Entwicklung der romanischen Wortstellung aus dem Lateinischen, 1903, als auch die Untersuchung von Morf, Über die Wortstellung im Rolandlied und ähnliche Arbeiten stilistischer Art.

---

[1] Eine ziemlich eingehende Bibliographie gab hiezu K. Jaberg als Einleitung seiner grundlegenden Arbeit Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen Z. f. r. Ph. XXV, 561 ff.; ausführlicher später Chr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française IV Sémantique, Copenhagne 1913, und wichtig Ferdinand de Saussure a. a. O. S. 33 ff.

[2] Vgl. hiezu Francesco Colagrosso, Studi stilistici, S. 155 ff.

9. Das Sprechen als Artikulation und das Sprechen als Erkenntnismittel sind nur zwei Seiten eines und desselben biologischen Vorganges, die wir beide zusammenfassend als **Sprechen, als Notifikation oder Mitteilung** bezeichnen wollen. Die Aufgabe der Stilistik ist es nun, in vergleichendem Wege die Sprechakte zu untersuchen und dieselben nach ihrer Gleichheit oder Ähnlichkeit klassifizierend unter dem Begriffe **Stil** zu vereinigen. Man kann vom Stil eines einzelnen Sprachdenkmals, ja eines einzigen Satzes ebenso reden wie vom Stil eines Individuums, einer Gesellschaftsklasse, einer Zeitepoche, einer landschaftlich abgegrenzten Sprachgemeinschaft.

Eine stilistische Analyse, für deren Elemente hauptsächlich in den Einleitungen der philologischen Ausgaben romanischer Texte reiches Material zu finden ist, würde nach dem bisher Dargestellten hauptsächlich in folgenden Umrissen zu geben sein: Zunächst wäre als 1. Hauptstück die **Diktion** des betreffenden Sprechaktes zu analysieren und zwar sowohl hinsichtlich der Phonetik als auch bezüglich der Prosodik. Daran anschließend wäre als 2. Hauptstück eine sinngemäße Interpretation oder '**stilistische Kritik**' zu geben, welche unter der Voraussetzung, daß die grammatische Seite des Textes vollständig klargelegt ist, die allgemeinen Züge des Satzbaues zusammenzufassen hätte. In dieser Hinsicht dürften hauptsächlich drei Momente zu beachten sein:

1. Der Vorstellungsverlauf kann im Sprechakt verschiedene Grade der **Bestimmtheit** besitzen, er kann entweder einen klaren, einfachen Sinn ergeben, oder, die einzelnen Ausdrücke können so gewählt sein, daß der Gesamtsinn unbestimmt wird, sei es, daß Anspielungen auf Dinge enthalten sind, die nicht vollständig klar zum Ausdruck kommen, sei es, daß sich dieser unbestimmte Charakter der Aussage bald zum Doppelsinn oder Äquivok steigert. Das Wesen der Anspielung liegt darin, daß Vorstellungen den Inhalt des Sprechaktes begleiten, die in dem ausgedrückten Gedankeninhalt nicht enthalten sind und

synthetisch der ausgesprochenen Vorstellungsanalyse beigefügt werden. Zu den gebräuchlichsten Fällen dieser Art gehören die Beseelungen und Personifikationen. Im ersten Falle (Animismus) werden unbelebte oder nicht mit Vernunft begabte Gegenstände oder Wesen gewissermaßen vermenschlicht, wovon insbesondere die Fabeldichtung Zeugnis ablegt. Im zweiten Falle wird bestimmten konkreten oder abstrakten Vorstellungen eine Persönlichkeitsvorstellung unterschoben, welche einen höheren Grad des Animismusses verkörpert. Eng verwandt mit der Personifikation ist die Allegorie, welche die doppelsinnige Denkweise konsequent durchbildet, so wie das Symbol, das den Doppelsinn in umgekehrter Weise zur Durchführung bringt, indem hier eine Sache (ein Bild, Schriftzeichen usw.) gleichzeitig persönliche Bedeutung annimmt und an Stelle dieser gebraucht werden kann. Auch das Gleichnis ist vom Standpunkt der Bestimmtheit der Rede zu beurteilen, insofern die Übereinstimmung der zum Vergleich einander nahegerückten Vorstellungen mehr oder weniger vollständig sein kann. Unter den Gleichnissen pflegt man die Metaphern, Metonymien, Katachresen, Synekdochen usw. zu unterscheiden, deren Bestimmtheitsgrad in der Regel von dem Umstand abhängig ist, ob die bildliche Ausdrucksweise durch häufigen Gebrauch konventionell festgelegt ist oder ob bei neu geschaffenen Bildern der Hörende den präzisen Sinn derselben sich selbst zurechtzulegen hat.

2. Nicht zu verwechseln mit der Bestimmtheit des Ausdruckes ist die **Anschaulichkeit** desselben. Gerade eine bildliche Ausdrucksform kann oft außerordentlich anschaulich wirken und doch dasjenige, was durch das Bild zum Ausdruck kommen soll, ziemlich unbestimmt oder verschwommen lassen. Der Anschaulichkeitsgrad eines Redeaktes wird in der Regel präzisiert durch die Breite oder die Knappheit des Ausdruckes, d. h. durch die vollständigere oder unvollständigere Analyse der Gesamtvorstellungen. Schon A. W. Schlegel unterschied in dieser Hinsicht eine synthetische und eine analytische Ausdrucksweise. An Stelle dieser Termini

wäre es vielleicht besser, zu sagen: eine formale und eine reale Bezeichnungsart, um Verwechslungen dieser Stilarten mit Analyse und Synthese im Vorstellungsverlauf hintanzuhalten. Formal nenne ich einen Stil, in welchem die syntaktischen Funktionen vorwiegend durch formale Satzelemente zum Ausdruck kommen, denen die realen Vorstellungsgegenstände syntaktisch beigefügt werden; wogegen real jener Stil ist, in welchem die Bezeichnungen der realen Vorstellungsgegenstände gleichzeitig auch mit Hilfe ihrer Flexionsformen die Funktionen, die sie im Satz ausüben, widerspiegeln. Ein Stil, der vorwiegend mit Pronominen, Hilfsverben, formalen Adverbien usw. arbeitet, ist formal (analytisch), sein Widerspiel real (synthetisch). Sodann können die verschiedenen Satzfunktionen beim sprachlichen Ausdruck stärker oder schwächer betont erscheinen; je knapper die Ausdrucksweise ist, desto weniger Worte werden benötigt, um die Subjekte und die Objekte zu charakterisieren. Das Verbum finitum, welches in einem breiten Stil bei langatmigem Satzbau eine verschwindend geringe Rolle spielt, tritt dadurch stark in den Vordergrund und wir können einen solchen Stil einen verbalen nennen, wie er z. B. das Altfranzösische gegenüber dem Neufranzösischen charakterisiert. Die Anschaulichkeit der einzelnen Vorstellungen, die einander ablösen, ist keine große, wogegen die Vorgänge, welche den Vorstellungsverlauf andeuten, klar und plastisch zum Ausdruck kommen. Der Gegensatz vom verbalen Stil ist der nominale Stil, der in der Regel aus einer Häufung von Subjekts- und Objektsbestimmungen resultiert. Eine Ausdrucksweise, die sich in geschlossenen Sätzen bewegt, nennen wir einen gerundeten Stil. Der Gegensatz hierzu ist der bewegte oder abgerissene Stil, der durch die häufige Verwendung von Ellipsen, verkürzten Sätzen, Objektoiden usw. gebildet wird.

3. Die zuletzt erwähnten Stileigentümlichkeiten berühren sich bereits mit jenem Momente des Redeaktes, das man als den **logischen Aufbau** bezeichnen kann. Dieser ist

bedingt durch den Weg, den die Aufmerksamkeit beim Redeakt nimmt (vgl. § 15). Wir können eine wandernde und eine sprunghafte Aufmerksamkeit unterscheiden. Die wandernde Aufmerksamkeit gleitet bei der Vorstellungsanalyse allmählich von einem Teil zum anderen, beim Vorstellungsverlauf von einem Vorgang zum nächsten; sie ist dem wandernden Blick zu vergleichen, der ruhig prüfend über ein Bild oder eine Landschaft schweift. Die sprunghafte Aufmerksamkeit sucht die Gegensätze und daher ist der Stil, der ihr zukommt, der antithetische Stil, während der zuerst genannte als kombinatorischer Stil bezeichnet werden kann. Dieser führt zu einer Restriktion der Vorstellung, indem die Aufmerksamkeit den Hörenden von den einzelnen Gesamtvorstellungen zu ihren Teilen leitet. Der antithetische Stil führt zu einer Dilatation der Vorstellungen, indem die sprunghafte Aufmerksamkeit den gegebenen Vorstellungen neue Vorstellungselemente hinzufügt, die in der Gesamtvorstellung zunächst nicht gegeben waren. Die Gesamtvorstellung ist im ersten Falle eine unveränderte, im zweiten Falle eine veränderliche. Neben der Antithese ist auch der Vergleich eine Folge sprunghafter Aufmerksamkeit. Man hüte sich, den Vergleich und das Gleichnis (s. oben) im stilistischen Ausdruck zu verwechseln.

10. Als 3. Hauptstück käme noch die stilistische Interpretation der Bedeutungen oder **stilistische Hermeneutik** in Frage, welche vom funktionellen Satzbau absieht und die in Verwendung stehenden Vorstellungsbezeichnungen hinsichtlich ihrer Bedeutungen beurteilt. Die Bedeutungen der einzelnen Worte sind entweder **typisch**, d. h. mit dem Lautsymbol verbunden, welche ihm, nach sprachlichem Gebrauch regelmäßig zukommen; oder sie sind **traditionell**, d. h. das Wort nimmt in einer bestimmten Wortfolge, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, in einer bestimmten Redewendung einen durch die Tradition gesicherten Vorstellungsinhalt an; oder sie sind **individuell**, d. h. im Sprechakte kommt dem Worte eine Bedeutung zu, welche im nor-

malen Sprachgebrauch nicht die gewöhnliche ist und sich aus diesem speziellen Zusammenhang erst ergibt. Hinsichtlich der Wortbedeutungen kann der Stil in verschiedener Weise charakterisiert erscheinen.

1. **Konventionelle Charakterisierung:** Die Worte sind konventionelle Zeichen für ihre Bedeutungen, d. h. ihr Gebrauch beruht auf Übereinkunft und Überlieferung. Da bekanntlich dieser Gebrauch nicht zu allen Zeiten der gleiche ist, mag es wohl vorkommen, daß irgend ein veralteter Ausdruck, der nur mehr wenig Kurswert besitzt, Anwendung findet, oder daß in einem Sprechakt ein ganz junges Wort, das noch wenig bekannt ist oder vielleicht gar eine neue Schöpfung des Sprechenden darstellt, verwendet wird. Die konventionelle Charakterisierung untersucht, inwieweit derartige Archaismen oder Neologismen in einem Redeakt vorliegen, bzw. in weiterem Sinne, ob die Worte, die vorliegen, häufig oder selten gebraucht werden und ob sie junge oder alte konventionelle Zeichen darstellen.

2. **Okkasionelle Charakterisierung:** Für einen Sprechakt ist es nicht gleichgültig, bei welcher Gelegenheit er vollzogen wird. Bei religiösen Gebeten oder Zeremonien, bei Staatsakten, bei Gerichtsverhandlungen, bei geselligen Unterhaltungen und Spielen, bei der Ausübung bestimmter Berufe und Betätigungen pflegen gewisse Redewendungen durch die Konvention eingebürgert zu werden, die immer wieder sich dann einstellen, wenn ähnliche Gelegenheiten Sprechakte veranlassen. Insbesondere kommt dabei die Art in Betracht, wie der Redeakt vor sich geht. Man unterscheidet dementsprechend einen Buchstil, einen Gesprächstil, einen deklamatorischen Stil, einen Gesangstil; die stilistische Charakterisierung eines Sprechaktes wird festzustellen haben, inwieweit die Art und Weise wie der Sprechakt ausgeführt wird, auf die Sprachformen selbst rückwirkend ist und sogenannte stehende Wendungen, Anreden, Ausrufe, welche die Gelegenheit des Sprechaktes bedingt, sowie die Art des Vortrages desselben als okkasionelle Charakterisierung zusammenfassen.

3. **Begriffliche Charakterisierung:** Die Verwendung der einzelnen Worte hängt natürlich vom Inhalt der Rede ab; immerhin ist es für die stilistische Interpretation dienlich, wenn auch die Begriffssphären festgestellt werden, denen die einzelnen Worte entnommen sind, da insbesondere die sprachlichen Vergleiche und der figürliche Gebrauch dem Sprechenden eine gewisse Freiheit in der Wahl der Ausdrücke gestatten, die von dem Gegenstande, den er im Sprechakte behandelt, einigermaßen unabhängig ist. Namentlich bei umfangreicheren Texten sind Feststellungen von Wert, inwieweit Ausdrücke des religiösen Kultes, des Staatslebens, des Kriegshandwerkes, des Familienlebens, einzelner Berufe, inwieweit konkrete oder abstrakte Vorstellungen usw. belegt erscheinen.

4. **Soziale Charakterisierung:** Mit obigen beiden Charakterisierungen eng verwandt ist die soziale Charakterisierung einer Sprechweise, welche der Ausdrucksweise nachspürt, die dem Sprechakt den Stempel bestimmter sozialer Erscheinungen aufdrückt. Mann und Frau, Greis und Kind sind an der Sprechweise mitunter erkennbar, der geistig Hochstehende drückt sich anders aus als der geistig Zurückgebliebene, die Sprache der Kirche, des Hofes, des Adels, der Gelehrten, der Dichter fügt manche soziale Charakteristik einem Sprechakt bei, die festzustellen nun allerdings keine leichte Sache ist. So weit das okkasionelle oder das begriffliche Moment derartige Züge zutage fördert, ist die Feststellung verhältnismäßig einfach. Die soziale Charakteristik greift aber noch darüber hinaus und führt nur dann zu brauchbaren Ergebnissen, wenn durch Stilvergleichung der häufigere oder seltenere Gebrauch der einzelnen Worte nach sozialen Momenten festgestellt werden kann. Einem einzelnen Denkmal kann man natürlich unmöglich ansehen, inwieweit die soziale Stellung des Sprechenden ihn sprachlich beeinflußt.

5. **Dialektische Charakterisierung:** Wie die soziale, so kann auch die dialektische Charakterisierung nur durch Stilvergleichung erzielt werden, indem zunächst die Sprech-

weise der Angehörigen einer bestimmten Örtlichkeit auf ihre lokalen Besonderheiten hin untersucht wird und nach Feststellung dieses Tatbestandes, den wir als örtlichen Dialekt bezeichnen, kann erst bestimmt werden, inwieweit ein bestimmter Redeakt oder ein längerer Text derartige dialektische Züge aufweist oder nicht. Übrigens ist sowohl bei der sozialen wie bei der dialektischen Charakterisierung zu beachten, daß nicht bloß die Wahl der Ausdrücke von seiten des Sprechenden zu ihrer Bestimmung beiträgt, sondern daß auch die Vermeidung gewisser Ausdrücke unter Umständen von Wichtigkeit sein kann. So vermeidet der mittelalterliche Dichter vielfach Worte im Reim, welche bei geänderter dialektischer Aussprache denselben stören könnten, oder es werden in einer bestimmten Gegend schriftsprachliche Ausdrücke nicht zugelassen, die im örtlichen Dialekt entweder andere Bedeutungen tragen, oder sonst zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten.

11. Als Beispiel einer stilistischen Interpretation sei folgendes Gedichtchen gewählt: Aucassin und Nicolette, hrsg. v. Suchier, übersetzt von Counson, Paderborn 1903.

'Estoilete, je te voi,
que la lune trait a soi.
Nicolete est aveuc toi,
m'amiète o le blont poil.
Je quid, dix le veut avoir
por la lu[*mier*]e de s[*oir*],
[*que par li plus bele soit.*]
[*Douce suer, com me plairoit*]
[*se monter pooie droit,*]
que que fust du recaoir,
que fuisse lassus o toi
ja te baiseroie estroit!
Se j'estoie fix a roi,
s'afferiés vos bien a moi
suer, douce amie!'

A. Diktion:

1. Phonetische Transkription:

1 .eśtoilẹtə *ǧẹ* tə vǫi [*ġu?*]
2 kə *la* lũ̄nə trẽ̄t a sǫi. [lə]
3 nikolẹt eś(t) ai̯ǫ̂k tǫi,
4 m'ãmiẹt ọ lə blõ^{n} pǫil
5 ǧə kīd, dìu^{z} lə u̯ǫ̂^{u}t-avǫir [u̯ā^{u}t]
6 por la lũ̄[miẹr]ə də s[ǫir]
7 [kə par lì plü^{z} bẹlə sǫit.
8 dọ^{u}čə süẹr kō mə plẽ̄rǫ́it
9 se mõ^{n}tẹr poǫ́iə drǫit]
10 kẹ kə füś(t) de^{u} (dü) rekaǫir
11 kə füisə lassū́^{z} ọ tǫi!
12 ǧa tə bẹžẹrǫi ẹśtrǫit!
13 sẹ ǧ'ẹśtǫiə fìu^{z} a rǫi
14 s'aferiès vo^{z} biẽ̄ a mǫi S. p. 36
15 süẹ́r, do^{u}čə ãmìə!

Anmerkungen. Wie Suchier (trotz der Einwendungen Försters Z. f. r. Ph. 28, S. 509 f.) mit großer Wahrscheinlichkeit dargestellt hat, gehört unser Text in den Anfang des 13. Jh. (oder etwas früher?) aber wohl kaum mehr in die Zeit Chretiens und dürfte in der nördlichen oder nordöstlichen Pikardie (Hennegau), nicht aber im wallonischen Dialektgebiete verfaßt worden sein. Daß die Heimat der vorliegenden Gestalt der Dichtung im Nordosten lag, ist sicher. Dementsprechend die lautliche Transkription: *eśtoilẹtə.* Welchen Lautwert *s* + Muta in dieser Gegend und um diese Zeit besaß, ist nicht bestimmbar. Im Franzischen und Normannischen war es schon in der Mitte des 12. Jh. zu *š* oder χ geworden, im Wallonischen bleibt es bis heute als *s* erhalten. Das Zeichen *ś* soll mithin ein *s* repräsentieren, das allenfalls *š* oder χ geklungen haben kann.

ǧe. Die Hochtonform *ǧọ* oder *ǧu* des Nordostens an Stelle des belegten *je* zu setzen, liegt kein Anlaß vor, da die beiden Formen zwar von Rydberg als geographische Scheideformen betrachtet werden (Gesch. des ə muet S. 637), tatsächlich aber mehrfach nebeneinander gebraucht werden; u. zw. *jo* im Hochton (Auc. u. Nic. 27, VII im Reim), *je* bei geringerer Hervorhebung. Ob *ǧə* oder *ǧe* gesprochen wurde, ist schwer entscheidbar. Da ə in enklytischem *ce*, *me*, *te*, *se*, *que* gesichert ist, *je* aber vor Vokal seinen Silbenwert öfter beibehält, ist ersteres wahrscheinlicher.

vǫi. Daß *oi* bereits *u̯ę* gelautet hätte, ist kaum anzunehmen.

lũne. Nasales *ũ* wie in *ãmiə*, *lũmięre*, *fẽme* usw. *lə* wäre die pik. Artikelform.

trait. Aus Auc. 37 ist nicht der Schluß zu ziehen, daß der Dichter noch *tráit* gesprochen hätte (Suchier, Auc. S. 80), vielmehr setze ich *trę̄t* an, wie bereits Chrestien gesprochen hätte.

est. Auslaut *t* ist in *est, blont fust* offenbar nicht mehr zu sprechen (vgl. u. a. Fr. Neumann, Zur Laut -u. Flexionslehre des Altfranz., S. 102), wohl aber darf es nach Vokal zu *trait, soit* gerade im Pikardisch-Wallonischen jener Zeit als gesprochener Laut vorausgesetzt werden (Neumann, ebendort S. 103) *au̯ǫ̈k*. Der Dichter spricht *v + ue* als *u̯ǫ̈* (*aveuc, veut*).

diu[z]. Das inlautende *s* war vor stimmhaften Lauten schon längst verstummt. Da die Behandlung des ausl. *s* im Frz. nur eine konsequente Durchführung jener satzphonetischen Lautveränderungen darstellt, welche im Anschluß an die Lautbehandlung im Wortinneren eintreten konnten, kann auch in *dius le, plus belle* das *s* verstummt sein. Das Schriftbild *diu*[s] soll diese Möglichkeit andeuten.

lũmiere. Nasalierung wie in *fẽme* usw.

douče. Das vokalisierte *l* vor Dental war im Pikardischen (wie in ganz Ostfrankreich kein rein vokalisches *u*, sondern dürfte eine halbkonsonantische Färbung ziemlich lange bewahrt haben, daher die Schreiber zwischen *doce* und *douce* schwanken. Die Aussprache *č* statt *ts* ist pikardisch (und normannisch). Ob *č* oder *š* gesprochen wurde, kann nach verschiedenen Argumenten verschieden beantwortet werden.

du. Als pikardische Form wäre vorkonsonant eigentlich *deu* zu erwarten.

bęźerǫ̀iə. *ź* könnte als ein *ž* oder *z* gesprochen worden sein.

2. **Prosodik.** In den 13 Versen ist in der Regel die 3. und 8. Silbe stark betont, nur Vers 6 ersetzt die 4., Vers 11 die 2., den Iktus der 3. Silbe. Da es sich um einen gesungenen Text handelt (Or se cante), ergibt sich daraus, daß die 3. Silbe auf einen guten Taktteil fällt, aber auch die 2. und 4. Silbe rhythmisch deutlich akzentuiert waren[1]. Der korrigierte Vers 8 würde das Nämliche für die 1. Silbe bestätigen. So wie die 3., so ist auch die 5. Silbe in der Regel von einem Wortiktus getroffen (nicht Vers 3, 4 und 6,

---

[1] In Vers 6 beruht *lumiere* zwar auf einer Textkonjektur (vgl. § 12), doch ist diese so gesichert, daß sie hier ohne weiteres in die Stilbeschreibung aufgenommen werden kann.

wo die 4. Silbe einen Wortakzent trägt). Daraus erhellt ein isochroner Rhythmus, wahrscheinlich im $\frac{4}{4}$ Takt, in welchem höchstens die 7. Silbe verkürzt gewesen sein kann, wenn Vers 3 *avec toi* und Vers 4, *le blont poil*, die Wortverbindung zwischen Präposition resp. Attribut und Nomen eine so enge war, daß erstere auch musikalisch als tonlose Silbe behandelt werden konnte.

es toi le te je te voi

Zur Rhythmik *fuissé* v. 11, wo das tonlose *e* auf den guten Taktteil fällt, vgl. man Verf. Singtakt u. Sprechtakt im frz. u. prov. Verse Z. f. fr. S. XLII S. 18. Daß *afferies* (v. 14) dreisilbig zu sprechen ist, erörtert Suchier (Z. f. d. Ph. XXX 520). Von den 15 Versen sind je 2 bis 3 Verse zu einer ryhtmischen Einheit zusammengefaßt (2 V. + 2 V. + 3 V. + 3 V. + 2 V. + 2 V.), eine Technik, die erst seit Chretien nachweisbar ist, da die älteren Romandichter meist je 2 Verse oder ein vielfaches davon rhythmisch miteinander zu verbinden pflegen, so auch der metrisch am nächsten stehende Alberich von Bisenzun (Alexanderfragment).

B. Stilistische Kritik.

1. **Unbestimmtheit** des Ausdruckes durch Beseelung und Symbolisierung, die bis zur Allegorie resp. Vision und zum Doppelsinn gesteigert werden, ist deutlich. Aucassin sieht den Stern, der in ihm zum alten Symbol der Hoffnung wird. „Der Mond zieht den Stern an sich," was wohl so zu verstehen ist, daß der „Abendstern", denn um ihn handelt es sich (wegen V. 6), resp. die „Venus", die das Sichtbarwerden des Mondes ankündigt, diesen nach sich zieht (Animismus). Nicolette zieht mit dem Hoffnungsstern wie der Mond selbst, der alte „Freund der Liebenden" (Gleichnis), ja ihr Blondhaar, scheint von Aucassin mit dem Mondlicht identifiziert zu werden (visionäre Allegorie).

Aucassin gewinnt aus diesem Gleichnis, das ihm plötzlich klar wird, die Überzeugung, daß seine Hoffnung, Nicolette heimzuführen, von Gott gewollt ist, und er versetzt Nicolette in den Himmel. Die Verse 9, 10 und 11 sind ausgesprochen doppelsinnig, da Aucassin einerseits das physische Sichaufschwingen zu dem von ihm beobachteten bestirnten Himmel und das Herabstürzen von demselben sich vorstellt und anderseits die gleichen Ausdrücke, auf Nicolette beziehend, sie in übertragenem Sinne versteht.

2. Der **Anschaulichkeitsgrad:** Die sprachliche Darstellung zeigt vor allem ein starkes Hervortreten der Verba, indem fast jeder Vers, obwohl nur aus 4—6 Worten bestehend (mit Ausnahme des refrainartig angehängten Verses 15) ein Verbum finitum und zwar in 7 Fällen ein reales, in 6 Fällen ein formales Verbum enthält. Dem gegenüber sind nur 4 Subjekte, 4 Objekte, 2 Prädikatsnomina, 4 Adverbia, 2 adnominale Genetive, 4 Attribute und 4 selbständige Anrufungen durch reale Sprachformen ausgedrückt, woneben das Subjekt 3mal und Objekte 10mal durch formale Wortformen zum Ausdruck gebracht werden. Der Stil ist mithin von großer Knappheit und stark gegenständlich. Obwohl die formalen Wörter gegenüber den realen numerisch im Übergewicht sind (44 gegen 31), so muß man für einen altfranzösischen Text die Ausdrucksweise dennoch als eine stark reale bezeichnen.

3. **Der logische Aufbau:** Die Aufmerksamkeit ist, wie schon aus der Unbestimmtheit des Ausdruckes hervorgeht, eine vorwiegend sprunghafte; insbesondere zeigt sich dies Vers 3, 5, 13 vom Mond zu Nicolette, von dieser zu Gott, zum Konflikt mit dem Vater. Über die Antithese Vers 9/10 vgl. § 12. Eine zweite Antithese ist V. 13/14 enthalten, wo das erträumte Liebesglück unmittelbar den Gedanken an den Einspruch des Vaters wachruft, der die trotzigen Schlußverse inspiriert. Eine wandernde Aufmerksamkeit ist nur in den Verspaaren 1, 2, dann wieder 3, 4 und 8, 9 gegeben.

C. Stilistische Hermeneutik.

Die meisten Ausdrücke werden in ihren typischen Bedeutungen verwendet. Traditionell berechtigt sind die Wortverbindungen *monterent droit*, *baiseoroie estroit*, *blont poil* für blondes Haupthaar, *douce amie* usw. Eine individuelle Bedeutung liegt wohl vor in Vers 6 in der Wendung *lumiere de soir* (vgl. § 12). Bezüglich der konventionellen Charakterisierung ist kaum etwas zu sagen. Sämtliche Ausdrücke, die hier vorkommen, sind der altfranzösischen Literatur durchaus geläufig. Eine gewisse Vorliebe, die der Dichter sonst für Verkleinerungen auf *-et* zeigt (*amiëte*), ist gerade in diesem Zusammenhang durchaus begreiflich. Okkasionell ist das Lied ein Sologesang. Begrifflich gehören sämtliche Ausdrücke den behandelten Begriffssphären des nächtlichen Himmels und des geliebten Mädchens an. Dialektformen liegen bekanntlich vor Vers 5 *dix*, Vers 10 *recaoir* usw.

12. Die durch ein Loch in der einzigen Handschrift, welche uns die Cantefable von Aucassin und Nicolette überliefert, bewirkte Lakune im Text hat Suchier in glücklicher Weise zu ergänzen vermocht und dadurch eine glänzende **Emendation des Textes** vorgenommen. In der Tat stellt uns der ganze altfrz. Wortschatz kein Wort zur Verfügung, das mit *lu* beginnt, auf *-e* endet und 3silbig ist, das in V. 6 eingesetzt werden könnte als *lumiere*. Ein *lunete* etwa als Zärtlichkeitsausdruck für *lune* erweckt trotz der Vorliebe des Dichters für derartige Wortbildungen (C. 21!) manche Bedenken, während anderseits das häufige Vorkommen des Ausdruckes *lumiere* für Sonne als '*Leuchte*', eine Umdeutung des Mondes als 'Leuchte der Nacht' resp. des Abends (*soir* erstreckt sich ja von Sonnenuntergang bis Mitternacht) sehr ansprechend erscheinen läßt, und auch das fehlende Assonanzwort in glücklichster Weise ergänzt. Die sprunghafte Aufmerksamkeit des Stiles unseres Gedichtchens läßt die zu V. 10 konstruierte Antithese:

se monter pooie droit
que que fust du recaoir

vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Daß dieser Wunsch in irgend einer Weise an die vorhergehenden Verse angeknüpft war, ist klar und wenn auch V. 8 und besonders V. 7 im Original möglicherweise eine andere Gestalt besaßen, so kann doch immerhin die von Suchier vorgeschlagene Ausfüllung der Lücke als eine in jeder Hinsicht mögliche und unter den gegebenen Umständen dankbar hinzunehmende Ergänzung gelten.

Vollständige stilistische Untersuchungen dieser Art, welche nicht bloß einzelne auffallende Züge hervorheben würde, sondern systematisch vorgehend Punkt für Punkt das Stilproblem zu durchleuchten hat, kann die romanische Philologie bisher nicht aufweisen, vielmehr begnügten sich alle einschlägigen Arbeiten bisher damit, einzelne Punkte aus dem Gesamtkomplex herauszuholen, so viele Detailarbeit auch insbesondere von den Herausgebern, Übersetzern und Kommentatoren romanischer Sprachdenkmäler in dieser Hinsicht bereits geleistet wurde. Ansätze zu Stilbeschreibungen, die, über den Individualstil hinausgreifend, sich mit der Stilistik ganzer Zeitperioden oder Gesellschaftsklassen beschäftigen, sind kaum vorhanden. Doch hat Johan Vising den Entwurf einer solchen Untersuchung versucht (Les Débuts du style français. In Récueil de mémoire philologiques présenté à G. Paris 1889 S. 175ff.). Hingegen hat namentlich die neuere Wissenschaft in eingehender Weise die lokalen Stilunterschiede wissenschaftlicher Untersuchungen gewürdigt; freilich waren die Verfasser dieser Untersuchungen sich nicht bewußt, daß sie durch ihre Forschungen die Stilistik förderten, sondern glaubten und beabsichtigten damit rein grammatische Untersuchungen zu liefern.

13. Daß die gesamte **Dialektkunde** in das Gebiet der Stilistik gehört, dürfte etwas Neues sein. Seit jeher waltete die Auffassung vor, daß ein Dialekt gewissermaßen eine Sprache im kleinen darstelle und die gerade dem ungelehrten Publikum selbstverständliche Unterscheidung zwischen

Schriftsprache (*lingua scritta*) und verderbten oder entstellten Patois oder Dialekten, welche daneben nur als minderwertige Varianten dieser Schriftsprache in Frage kommen, war durch die historische Sprachforschung aus dem wissenschaftlichen Denken verbannt worden. Und dies nicht ganz mit Recht; **dem Dialekt fehlt ein wesentliches Moment, das zur Konstituierung des Begriffes Sprache unbedingt notwendig ist, nämlich das der Sprachgemeinschaft.** Es kann zwar vorkommen, daß irgend eine romanische Schriftsprache in Gegenden zur Alleinherrschaft gelangt ist, in denen Dialekte herrschen, die mit dieser Schriftsprache keine Sprachgemeinschaft mehr bilden. So stellt die Einwohnerschaft von Sardinien allerdings eine Sprachgemeinschaft dar, die vom Altertum angefangen bis auf unsere Tage ihre eigene geschichtliche Entwicklung durchmachte und sich von der italienischen Sprachgemeinschaft auf dem benachbarten Festlande Sizilien und Korsika sprachlich ebenso abhebt wie von der rumänischen, französischen oder spanischen Sprachgemeinschaft. Wenn ein Sarde toskanisch spricht, so spricht er eben eine fremde Sprache. Dennoch kann keiner der sardischen Dialekte als der typische Vertreter dieser sardischen Sprachgemeinschaft angesehen werden. Der Einwohner der Stadt Cagliari hat eine andere Diktion, gebraucht andere Worte und Wendungen als jener von Nuoro oder Sassari. Er wird sich mit diesen zweifellos im großen ganzen verständigen können und sollte auch irgend ein Satz des Cagliaritaners seinem nördlichen Landsmann unverständlich bleiben, so ist der Begriff der Sprachgemeinschaft zwischen diesen beiden so wenig gestört, wie ein Italiener, der eine Stelle bei Dante nicht versteht, darum doch nicht aus der italienischen Sprachgemeinschaft ausscheidet. Das Wesentliche an der **Sprachgemeinschaft** liegt an der gemeinsamen sprachlichen Geschichte und dem daraus resultierenden Komplex von Verständigungsmitteln, der die Mitteilungsfähigkeit im allgemeinen ermöglicht. Insoweit einem Dialekt oder einer Gruppe von Dialekten diese beiden von Ascoli (aller-

dings für den 'Dialekt' und nicht die 'Sprache'!) postulierten Kriterien zukommen (vgl. Archivio glottologico II. S. 385 ff.) kann allerdings denselben der Charakter einer Sprache zuerkannt werden. In diesem Sinne haben wir im Romanischen eine Reihe selbständige Sprachen zu unterscheiden (vgl. S. 66). Hingegen bildet in Sardinien z. B. das Campidano keine eigene Sprache, nicht etwa deswegen, weil südlich des Monte Gennargento und zwischen Oristano und Ozieri Mundarten gesprochen werden, die zwar mit dem Campidanischen verwandt sind, in vielen Punkten jedoch so stark von ihm abweichen, daß sie als eigene Dialekte bezeichnet werden müssen; der Grund liegt vielmehr darin, daß ein Bewohner der südsardischen Ebene im Gespräche mit einem Bergbewohner seine Sprechakte anders gestaltet als wenn er mit seinesgleichen spricht. Niemand spricht nur einen Dialekt, sondern jeder modifiziert im Interesse der Mitteilung mehr oder weniger seine Sprechweise je nach Gelegenheit. Ein Städter spricht mit einem Bauer anders als mit seinesgleichen, mit einem Gebildeten anders als mit einem Dienstboten, mit einem Greis anders als mit einem Kinde, und so kommt es, daß ein Dialekt nicht bloß geographisch nicht abgegrenzt werden kann, sondern daß er auch sozial mannigfaltigen Differenzierungen und individuell den verschiedensten Färbungen unterworfen ist. Der Dialekt ist eben das Sprechen selbst innerhalb einer weit über den Wirkungskreis des Dialektes ausgedehnten Sprachgemeinschaft, oder, **der Dialekt ist eine Stilgattung.** Den gewaltigen Aufschwung, den die Dialektuntersuchungen in den romanischen Ländern in neuerer Zeit genommen haben, auch nur ungefähr zu skizzieren, geht über den Rahmen, der diesem Büchlein gesteckt ist, weit hinaus. In Kürze sei nur darauf verwiesen, daß sich in der **Dialektkunde** ursprünglich zwei Theorien nebeneinander entwickelten. Eine monogenetische, welche von der Vorstellung einer *lingua innata* ausgehend, die Dialekte als Abspaltungen einer gemeinsamen Ursprache betrachtete und den Gedanken der sogenannten Sprach-

filiation buchstäblich nahm. In der Romanistik durch M. Raynouard entwickelt, suchte man namentlich in Frankreich durch Aufstellung von zunächst drei oder vier Grunddialekten diese Theorie historisch zu erweisen, um welche sich besonders Fallot und Burguy verdient gemacht hatten. Ihr gegenüber verschaffte sich allmählich die bereits Dietz vorschwebende Vorstellung einer polygenetischen Dialektentstehung immer mehr Anerkennung, die nur einzelne Elemente der Dialekte als genuin betrachten wollte, diese aber in ihrer Gesamtheit als ein Produkt verschiedener Faktoren erkannte. In Italien hatte namentlich B. Biondelli diesen Standpunkt vertreten, während in Deutschland besonders Gustav Lücking: Die ältesten französischen Mundarten, Berlin 1877, durch sein Endergebnis, daß die zentralfranzösische Mundart aus keiner der übrigen Mundarten des alten Frankreich abgeleitet werden könne und kein einziges Merkmal aufweist, welches ihr allein zukäme und das sie nicht gleichzeitig mit einer Nachbarmundart gemeinsam habe, auch auf französischem Boden die monogenetische Filiationstheorie ins Wanken brachte. Schon vor Lücking hatte Ascoli, der Verfasser der berühmten Saggi Ladini in Weiterentwicklung der Theorien Biondellis einen ganz ähnlichen Standpunkt eingenommen, indem er die auf der Rasse basierende Dialektauffassung des ersteren in eine soziale Dialekttheorie verwandelte und das Wesen der Mundart in dem Erlernen einer Sprache durch ursprünglich anderssprachige Elemente, der historisch einheitlichen Entwicklung und der besonderen Gruppierung der charakteristischen Züge, welche die Mundart von anderen unterscheidet, das Essentielle eines Dialektes erblickte. Ein heftiger Gegner erwuchs Ascoli in dem Pariser Gelehrten Paul Meyer, der die in der Indogermanistik durchgedrungene Theorie über Sprachspaltung welche Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar 1872, aufgestellt hatte, auf die romanischen Mundarten ohne weiteres überträgt, indem auch er Sprache und Dialekt schlank-

weg identifizierte. Auf dieser Grundlage suchte er selbst und seine Schüler Devaux und später Gilliéron die Existenz von Dialekten in Frankreich abzuleugnen und setzte an ihre Stelle geographisch streng abgegrenzte oder abgrenzbare Lautveränderungen, in denen er die wahre Ursache des landschaftlich wechselnden Kolorites der Sprache selbst erblickte. Auch diese, auf der sogenannten junggrammatischen Hypothese ausnahmsloser Lautgesetze aufgebaute Ansicht geriet immer mehr und mehr ins Wanken, als Schuchardt, der bezüglich der Entstehung der romanischen Sprachen, unabhängig von J. Schmidt, ganz ähnliche Gedanken verfochten hatte (Über die Klassifikation der romanischen Mundarten 1870, Graz 1900), mit Nachdruck der Grundlage der junggrammatischen Theorie in seiner Schrift: Über die Lautgesetze, 1882, an den Leib rückte. Namentlich Paul Meyers Schüler Gilliéron, der Schöpfer des größten romanistischen Dialektwerkes, des *Atlas linguistique de la France*, verwarf überhaupt den Begriff eines Dialektes in der Wissenschaft gänzlich und glaubt, nur mehr an eine geographisch wechselnde Verbreitung einzelner Worte oder Wortformen, die in stetigem Kampf untereinander, sich gegenseitig den Boden streitig machen. Ihnen gegenüber sucht Morf, besonders in seiner Schrift: Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs, Berlin 1911, den Begriff des Dialektes und seine Abgrenzbarkeit ungefähr im Sinne Ascolis aufrecht zu erhalten, über den er nur insofern hinausgeht, als er bei der Entstehung von Mundarten die späteren historischen Verkehrsverhältnisse vielleicht als wichtiger erachtet, als dies Ascoli getan hatte, im übrigen aber in Frankreich, namentlich in den kirchlichen Diözesangrenzen alte Volksgrenzen erblicken möchte, welche den Anlaß für heutige Dialektgrenzen vielfach gegeben haben sollen. Ich selbst unterscheide, wie eben dargelegt, scharf zwischen Dialekt und Sprache und kann weder in abgrenzbaren lautlichen Phänomenen das Wesen einer Mundart erblicken, noch die ethnographischen Substrate irgendwie als Ursache späterer Dialektbildung

betrachten. Die Lautgesetze, die ich als historische Produkte allgemein gültiger Gesetzmäßigkeiten im Sprechen aller Völker erachte, sind nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch einer geographischen Abgrenzung, die mehr als zufällig sein soll, nicht fähig und jede ethnographische Fundierung von Sprachverschiedenheiten hängt so notwendig mit der Vorstellung von angeborenen Sprachelementen zusammen, die für wahrscheinlich zu halten ganz unangänglich ist, daß ich mit dieser Hypothese auch die daraus gefolgerte entschieden leugne. Selbstverständlich ist auch jeder Versuch Dialektgrenzen zu suchen dann wenig aussichtsreich, wenn man sich vor Augen hält, daß keine Stilgattung notwendig an einen bestimmten Ort oder an eine bestimmte Zeit gebunden ist. Kann man derartiges beobachten, so handelt es sich um Zufälligkeiten, die wissenschaftlich zu untersuchen wohl nicht der Mühe verlohnt. An jedem Punkt der Erde kann diese oder jene Mundart gesprochen werden, wenn sich Kenner derselben, sei es wo immer, zusammenfinden. Es ist richtig, daß eher von einer Abgrenzbarkeit der Sprachen als der Mundarten geredet werden kann, da die Mehrzahl der Menschen gewöhnlich nur eine Sprache geläufig spricht, obwohl sich jeder in vielen stilistischen Variationen derselben auszudrücken pflegt. Von einer absoluten geographischen Abgrenzbarkeit der Sprachen kann aber natürlich auch nicht die Rede sein und noch viel weniger von einer solchen der Dialekte.

Anmerkung. Es gibt bekanntlich Fälle, in denen eine Entscheidung schwer fällt, ob eine Dialektgruppe eine selbständige Sprache darstellt, oder ob sie irgendeiner herrschenden Schriftsprache anzugliedern sei. Wie früher das Sardische, Ladinische, Provenzalische und Gaskonische erwähnt wurde, so könnte man auch bezüglich des Frankoprovenzalischen, Katalanischen, Dalmatinischen allerhand Für und Wider in dieser Hinsicht erörtern. Für den Gelehrten (denn nur für ihn hat eine solche Frage ein Interesse) ist eine Entscheidung im Prinzip gewiß nicht schwer, sobald es möglich ist, die Entwicklung einer solchen Dialektgruppe bis auf die lateinische Grundlage hin zu verfolgen und den selbständigen Charakter in der historischen Entwicklung gegenüber der

Geschichte der Nachbarmundarten wissenschaftlich darzutun. In diesem Sinne kann die selbständige sprachliche Stellung des Sardischen, Dalmatinischen, Provenzalischen und Ladinischen ohne weiteres bejaht werden, wogegen das Katalanische, Gaskonische und Frankoprovenzalische keine Sprachen sondern Dialektgruppen darstellen dürften.

Aufgaben der grammatischen Forschung.

A. Prinzipienlehre.

14. So deutlich verschieden die stilistische und die **grammatische Forschung** ihrem Prinzip nach sind, so ist es doch kaum möglich, eine scharfe Grenze zu ziehen, da ja auch der Grammatiker häufig genug Anlaß nimmt, den Sprechakt als die Grundlage irgend eines Sprachdenkmals zu berücksichtigen und umgekehrt in der Stilistik mit dem Fortleben stilistischer Erscheinungen in der Sprachgemeinschaft gerechnet werden muß. So hat Meyer-Lübke in seiner 'Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft', 2. Aufl. 1909, welche eine vortreffliche Zusammenfassung der linguistischen Hauptprobleme der romanischen Sprachwissenschaft dem Anfänger bietet, auch stilistische Probleme unter dem Titel 'biologische Aufgaben' (4. Kap. S. 63ff.) eingehend berücksichtigt und Phonetik, dialektische Differenzierung der Aussprache (Lautgeographie), Wortgeographie und -Geschichte, Verhältnis von Schriftsprache zu Mundart, Sprachpsychologie, Sprachrhythmus und ähnliches von linguistischem Standpunkt aus betrachtet. Zweifellos ist eine solche Auffassung, welche den flüchtigen Sprechakt zu einem dauernden Besitz der Sprache stempelt, in vieler Hinsicht berücksichtigenswert, wenn auch ganz charakteristische Züge, die auf stilistischer Grundlage leicht und klar faßlich sind, dem Forscherblick des Grammatikers nur allzuleicht entgehen werden. Bezüglich der linguistischen Forschungsmethoden können sich die vorliegenden Ausführungen um so kürzer fassen, als in dem oben erwähnten Werke Meyer-Lübkes ein vollkommen entsprechendes Werkzeug dem Romanisten bereits gegeben ist. Immerhin wird gerade dem Anfänger eine

Ergänzung einzelner prinzipiell wichtiger Fragen vielleicht nicht unwillkommen erscheinen. Um zunächst in dem **Grenzgebiet zwischen Grammatik und Stilistik** zu verweilen, sei auf die 'Historische Sprachlehre des Neufranzösischen' von Eugen Herzog, Winter 1913, verwiesen, der eine eigenartige Amalgamierung zwischen Stilistik und Grammatik anstrebt, indem er bemüht ist, die Elemente der neufranzösischen Grammatik einerseits bis auf die Sprechakte, welche den Sprachtatsachen zugrunde liegen, zurückzuführen, also die Grammatik stilistisch zu fundieren, während er anderseits die immer wieder sich wiederholenden Sprechakte als historische Kontinuitäten behandelt und auf diese Weise für sprachhistorische Erwägungen die Unterlage gewinnt. Es handelt sich hier um einen interessanten Versuch, dessen Für und Wider richtig abzuschätzen wohl erst der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Schon jetzt aber kann gesagt werden, daß eine gewisse Gefahr darin gelegen ist, daß eines der beiden Forschungsprinzipien dem anderen hinderlich im Wege steht und die Aufmerksamkeit des Lesers ablenkt.

Schließt sich die Stilistik methodisch den exakten oder beobachtenden Wissenschaften an, so arbeitet anderseits die Grammatik mit den Methoden der Historie und die historische Richtung, welche allen modernen grammatischen Werken zugrunde liegt, kann sich bei Herzog nicht so konsequent entfalten, wie dies gerade im Interesse des Anfängers gelegen wäre. Innerhalb der historischen Sprachforschung können wir wiederum zwei Endziele unterscheiden; entweder irgend eine Spracherscheinung wird als ein Produkt bestimmter Faktoren innerhalb eines bestimmten Zeitpunktes erfaßt und mithin innerhalb der Masse von Sprachtatsachen sozusagen individualisiert, von Sprachdenkmal auf Sprachdenkmal in chronologischer Reihenfolge weiter verfolgt, so daß daraus eine Geschichte der einzelnen Sprachtatsachen resultiert, die man am ehesten mit der sogenannten pragmatischen Geschichte vergleichen kann. Ein Bild einer derartigen **pragmatischen**

Sprachgeschichte hat in großen Zügen Ferd. Brunot, Histoire de la langue française 4 Bd., Paris 1905, für das Französische entworfen und auch die Elements de linguistique romane von E. Bourciez bewegen sich vielfach in ähnlicher Richtung.

Die meisten Grammatiker, die auf Dietz aufbauen, haben sich aber nur gelegentlich dieser Forschungsrichtung bedient und in der Regel einen anderen Weg eingeschlagen. In einer Spracherscheinung sucht der Linguist zunächst gern Elemente heraus, welche sich in ähnlichen Erscheinungen getreu wiederholen. Nicht das Individuelle der Erscheinung, sondern das Typische an ihr erweckt sein Interesse. Und er gruppiert die einzelnen Sprachtatsachen zu einem System nicht auf Grund der chronologischen Aufeinanderfolge derselben, sondern auf Grund jener gemeinsamen Züge, die er als typisch zu erkennen vermag. Nicht Geschichte, sondern **Evolution** resultiert aus dieser Betrachtungsweise, die viel eher an die Arbeitsmethode erinnert, wie der Naturhistoriker in der außermenschlichen Welt Geschichte treibt und die sogenannte Entwicklungsgeschichte der Tier- und Pflanzenspezies eines geographischen Landschaftsbildes usw. der pragmatischen Historienschreibung gegenüberstellt. Die Methode, nach der die typischen Elemente gesucht werden, ist die des Vergleichens, daher ist die evolutionistische Linguistik nichts anderes als die **Sprachvergleichung** im strengsten Sinne. Es ist selbstverständlich, daß man auch zwischen pragmatischer und evolutioneller Betrachtungsweise keine scharfe Grenze ziehen kann, denn jede setzt die andere voraus. Daß das Interesse der Erforschung dem Typischen in der Sprache eher zuneigen wird als dem Individuellen ist auch beinahe selbstverständlich.

Wie in jedem Wechsel etwas Bleibendes erübrigt, so resultiert auch aus der historischen grammatischen Forschung, wie immer sie geartet ist, schließlich ein Rest von Problemen, die allen Sprachen zu allen Zeiten gemeinsam sind, welche zu einer Sprachtheorie zusammen-

gefaßt werden können, die sozusagen über dem geschichtlichen Verlaufe liegt. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte man für diese Art sprachwissenschaftlicher Erforschung den Ausdruck: *grammaire générale* gebraucht, den neuerdings wieder Saussure in dem erwähnten Buche als *linguistique générale* aufgegriffen hat. In Deutschland ist durch Hermann Pauls bekanntes Werk, Prinzipien der Sprachgeschichte, der Ausdruck **Prinzipienlehre** üblich geworden und gerade auf diesen Abschnitt, der auch für die romanische Sprachwissenschaft von außerordentlicher Bedeutung ist, sei in Kürze eingegangen.

15. Jede sprachliche Äußerung, nicht bloß als Sprache, sondern auch als Erinnerungsbild betrachtet, stellt einen Vorstellungsverlauf dar, in welchem von Augenblick zu Augenblick sich ändernde psychische Situationen zeitlich und logisch aneinander gekettet sind. Die psychische Situation des einzelnen Augenblicks nenne ich die **Gesamtvorstellung,** welche alle in dem Augenblick zum Bewußtsein gelangenden oder gelangen sollenden Bewußtseinsakte umfaßt, d. h. alle Sinneswahrnehmungen, alle Phantasievorstellungen, alle Urteile, alle Wollungen und Gefühle, die in dem betreffenden Augenblick gegeben sind. Die Verknüpfung dieser Gesamtvorstellungen untereinander ist einerseits eine zeitlich gegebene, entsprechend dem Wege, den die sprachliche Darstellung derselben nimmt, sie ist anderseits eine logische, indem das Verhältnis der Kausalität und des Vergleiches oder der reflektorischen Aneinanderkettung (Assoziation) einzelne Bewußtseinsakte, die einander zeitlich folgen, in ein näheres Verhältnis zueinander bringt. Eine solche Verkettung von Gesamtsvorstellungen nenne ich den **Vorstellungsverlauf,** ihren sprachlichen Ausdruck eine **Periode.** Die Sprache begnügt sich aber nicht damit, die Verbindung eines Vorstellungsverlaufes einer Sprachgemeinschaft immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, sondern sie ist auch in der Lage, die einzelnen Gesamtvorstellungen mit Hilfe ihrer analysierenden Tätigkeit dem Bewußtsein näher zu bringen. Innerhalb der zahlreichen,

in einem gegebenen Augenblick gleichzeitig dem Bewußtsein zugänglichen seelischen Ereignisse hebt die Sprache jeweilig bestimmte Teile hervor, auf welche sie die **Aufmerksamkeit** lenkt. Diese selbst ist ein dem menschlichen Willen nahe verwandtes Moment in der Seelentätigkeit, welches dem seelischen Bewußtsein einen bestimmten Teil der Gesamtvorstellung in ähnlicher Weise deutlicher macht wie etwa ein Scheinwerfer in einem nächtlichen Landschaftsbild einzelne Objekte erkennbar machen kann. Die Aufmerksamkeit ihrerseits wird angeregt durch Vorgänge, d. h. durch Veränderungen, die sich in einer Gesamtvorstellung vollziehen und die romanischen Sprachen bedienen sich zum Ausdruck solcher Vorgänge in der Regel des Verbums finitum. Die Aufgabe des **Verbums finitum** ist mithin, einen Vorgang innerhalb einer Gesamtvorstellung zu unterscheiden, es bildet ein **distinguierendes Element** im Sprechen. In der Regel wird an das Verbum finitum eine Reihe von Worten geknüpft, welche jene Teile der Gesamtvorstellung zum Ausdruck bringen, die mit dem beobachtenden Vorgang irgendwie in Zusammenhang stehen. **Einen solchen Komplex von Worten nennen wir einen Satz** und die Verhältnisse, in denen die einzelnen Worte eines Satzes zueinander stehen, nennen wir **syntaktische Funktionen.** In diesem Falle sprechen wir von einem **Verbalsatz,** da nicht immer die Unterscheidung auf einen **Vorgang** gerichtet sein muß. Es kann sein, daß ein **Zustand,** in dem sich ein Teil der Gesamtvorstellung befindet einen sich abspielenden Vorgang vertritt, es kann aber auch sein, daß eine **Eigenschaft** einer Teilvorstellung oder eine **Teilvorstellung** an und für sich plötzlich die Aufmerksamkeit fesselt und infolgedessen innerhalb der Gesamtvorstellung unterschieden wird. Paul bringt als Beispiel den Ausruf eines im Walde stehenden Beobachters: 'Ein Reh!' Im letzteren Falle liegt ein **Nominalsatz** vor. Ein Satz kann nun entweder die getroffenen Unterscheidungen konstatieren; eine solche, durch die Aufmerksamkeit vorgenommene Konstatierung nennen wir ein Urteil und den Satz selbst einen **Aussagesatz,** der je

nach den begleitenden Gefühls- und Willensakten zu einem **Ausrufsatz, Wunschsatz, Befehlssatz** oder allgemeiner, zu einem **Modalsatz** variieren kann. Oder es kann die Aufmerksamkeit in ihrer Aktion des Unterscheidens gehemmt sein, das Urteil bleibt in suspenso, oder, wie der Sprachforscher sagt, es liegt ein **Fragesatz** vor. Daraus geht hervor, daß jeder Satz, sei es ein Verbalsatz, sei es ein Nominalsatz, mindestens aus 1 Element bestehen muß, welches den zu unterscheidenden Teil in der Gesamtvorstellung ausdrückt. Solche Sätze nennen wir **eingliedrige Sätze.** Die Eingliedrigkeit besteht nur vom Standpunkt des Sprachforschers aus, denn der Psychologe muß mindestens mit zwei Faktoren auch beim eingliedrigen Satz rechnen. Neben dem distinguierenden Satzteil besteht ja auch die Gesamtvorstellung, an welcher die Unterscheidung getroffen wird. Die Funktion des distinguierenden Teils nennen wir **Prädikat**, die Funktion der zugehörigen Gesamtvorstellung **Subjekt. Subjektlose Sätze** werden jene genannt, in denen die Funktion des Subjekts nicht zum sprachlichen Ausdruck kommt, obwohl sie psychologisch natürlich gegeben sein muß. In der Regel wird aber auch das Subjekt zum Ausdruck gebracht und zwar in der Weise, daß entweder die Gesamtvorstellung angedeutet wird (z. B. *Je crois*, *io credo*, *tu crois*, *tu credi* usw.), wo das Personalpronomen den Träger der Gesamtvorstellung und damit diese selbst charakterisiert, oder aber, indem ein Teil der Gesamtvorstellung aus ihr durch eine sprachliche Bezeichnung herausgehoben wird, nicht zum Zwecke, sie von der übrigen Gesamtvorstellung zu unterscheiden, sondern um die Gesamtsituation selbst in ähnlicher Weise anzudeuten, wie etwa eine Melodie, ein symphonisches Musikstück, eine Zeichnung, ein visuelles Bild zu **charakterisieren** vermögen. Die Funktion des Satzes, welcher sowohl Subjekt als Prädikat ausdrückt, nennen wir **zweigliedrige Sätze**, und auch diese können wieder entweder verbal oder nominal sein, je nachdem ob das distinguierende Element einen Vorgang oder einen Zustand zum Ausdruck bringt, oder eine ruhende Teilvorstellung. Im

letzteren Falle nennen wir das die Funktion eines Prädikats ausübende Nomen ein **Attribut.** Jedes mit einem Attribut versehene Nomen bildet mithin an sich bereits einen kompleten Satz, der ebenso aus einem distinguierenden und einem charakterisierenden Merkmal besteht wie jeder Verbalsatz. Es kommt wohl auch vor, daß an ein charakterisierendes Element die Feststellung mehrerer Vorgänge geknüpft ist, daß also ein Subjekt mit mehreren Prädikaten in Verbindung tritt. Ob dann von einem 3-, 4- oder mehrgliedrigen Satz gesprochen werden kann, wie der Syntaktiker in der Regel annimmt, oder ob ebensoviele Sätze vorliegen als Prädikate ausgesprochen werden, ist ein Problem, das den Sprachforscher weniger interessiert als den Psychologen und Erkenntnistheoretiker.

Es gibt mannigfaltige Arten, in denen sich ein Vorgang abspielen kann. Er kann entweder heftig oder geringfügig, langsam oder schnell, einmalig oder in häufiger Wiederkehr sich vollziehen, und seit ältester Zeit haben sich die indogermanischen Sprachen Ausdrucksmittel geschaffen, mit denen sie diese sogenannten **Aktionsarten** zu bezeichnen in der Lage sind, welche von den Grammatikern als Intensivum, Durativum, Iterativum, Incohativum, Perfektivum benannt werden. Auch die Art und Weise, wie die Sprache zur Beurteilung des beobachteten Vorgangs Stellung nimmt, kann im Prädikat zum Ausdruck kommen, daher ein Interrogativum zwischen die Aktionsarten zu reihen ist, ebenso wie auch die begleitenden Gefühls- und Willensmomente unter diesem Ausdruck inbegriffen zu werden pflegen: Dubitativus, Optativus, Voluntativus, Imperativus, Hortativus, Deliberativus. Diese letztgenannten Aktionsarten kann man aber von den übrigen auch unterscheiden und in hergebrachter Weise unter dem Terminus Modi zusammenfassen und einen derartigen Vorgang eine **modale Aussage** nennen.

Endlich ist zu unterscheiden, ob ein Vorgang auf einen bestimmten Teil der Gesamtvorstellung eingeschränkt wird, oder nicht; im ersteren Falle nennen wir den Vorgang

selbst einen **transitiven** (was mithin auch im Grunde genommen eine Aktionsart ist), und den Teil, der für den Vorgang in Frage kommt, das Transitivobjekt. Neben dem Transitivobjekt spielt auch das sogenannte **Objekt des Interesses** eine große Rolle, das eine modale Verbindung zwischen dem Vorgang und einzelnen Personen oder in der weiteren, syntaktistischen Entwicklung auch beliebigen anderen Teilvorstellungen herstellt: **das Medium.** Damit kommen wir zu einer neuen Kategorie von Satzteilen.

Jene Teile innerhalb der Analyse einer Gesamtvorstellung, welche dazu dienen, einen im Prädikat beobachteten Vorgang näher zu beschreiben, die mit anderen Worten, der die Aufmerksamkeit fesselnden Distinktion weitere **präzisierende** Elemente hinzufügen, nennen wir **Adverbien oder Objekte.** Der Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien von Satzelementen ist ein formaler und psychischer, in ihrer syntaktischen Funktion sind sie sich völlig gleich. Ein sprachliches Hilfsmittel, das gerade in den romanischen Sprachen ausgedehnte Verwendung findet und das dazu dient, die Funktion der sehr mannigfaltig zum Prädikat gestellten Objekte näher zu bestimmen, sind die **Präpositionen,** welche an sich keinerlei Bedeutung tragen, wohl aber einen funktionellen Sinndes Wortes, mit dem sie in Verbindung stehen, präzisieren (vgl. § 8).

Somit kann man sagen, daß jeder Satz höchstens aus 3 Arten von Satzgliedern besteht: einem charakterisierenden Subjekt, einem distinguierenden Prädikat und den diese präzisierenden Elementen. Daneben gibt es allerdings noch eine 4. Art von Satzfunktionen, das sind die sogenannten **Konjunktionen.** Die Konjunktionen erwachsen im Verlaufe der Sprachentwicklung aus einzelnen Worten, welche zunächst als Ausrufe, Füllwörter, Flickwörter, Adverbia selbständig gebraucht und zwischen die einzelnen Sätze eingeschoben werden. Solche Satzteile, die keine Bedeutung tragen, mithin nicht imstande sind, eine Distinguierung an einer Gesamtvorstellung vorzunehmen und trotzdem selbständig gebraucht werden, bilden keinen Satz, sondern wie

Wundt sich ausdrückt, ein **Satzäquivalent.** Derartige Satzäquivalente werden mit anderen Sätzen vielfach dadurch enger in Verbindung gebracht, daß sie gewissermaßen **wie Signale** den Sätzen vorausgehen und dadurch andeuten, in welcher Verbindung ein ihnen folgender Satz zu den vorher gesprochenen Sätzen steht. Diese Verbindung, durch welche zwei oder mehrere Gesamtvorstellungen untereinander in logische Beziehung gebracht werden, kann durch die Sprache mit Hilfe von Konjunktionen zwar angedeutet werden, doch besitzen wir in den romanischen Sprachen keine Ausdrucksmittel, welche Kausalität, Vergleich oder bloß syntaktische Abhängigkeit in ähnlicher Weise bezeichnen würden, wie etwa das Subjekt oder das Prädikat durch Worte direkt zum Ausdruck kommen. In der einen Hinsicht hat allerdings die romanische Sprachenfamilie im Anschluß ans vorangehende Latein sich zu helfen verstanden. Wenn schon nicht die Kausalität, so wird doch wenigstens der zeitliche Abstand, das zeitliche Verhältnis, in dem die einzelnen Vorgänge zueinander stehen, mit Hilfe des Verbums finitum zum Ausdruck gebracht, indem die verschiedenen Aktionsarten allmählich die Funktion von **Tempusbezeichnungen** angenommen haben. Jedes verbum finitum drückt mithin zweierlei Funktionen aus: Hinsichtlich des einfachen Satzes die Aktionsart, hinsichtlich der Satzfolge die **Consecutio temporum.**

Die einfache syntaktische Abhängigkeit wird angedeutet durch den sogenannten **relativen Anschluß,** was wohl soviel besagt, daß eine neue Gesamtvorstellung an die eben abgelaufene anschließt, welche nicht bloß im chronologischen Ablauf des Vorstellungsverlaufes nunmehr einsetzt, sondern auch enger mit ihr assoziert erscheint, ohne daß die Art dieser Assoziation näher angedeutet wird. Deshalb kann ein Relativsatz jede denkbare Art von logischer Anknüpfung zwischen zwei Sätzen zum Ausdruck bringen. Diese Assoziation einer neuen Gesamtvorstellung nennen wir syntaktische Abhängigkeit eines Nebensatzes von einem Hauptsatz. Unter diesen logischen Verknüpfungen sind haupt-

sächlich 2 Arten hervorzuheben: Der Übergang von einer Gesamtvorstellung zur anderen mit Hilfe von '**Annahmen**'. Solche Sätze nennen wir Vergleichsätze und zu ihnen gehören auch die sogenannten Temporal-, Lokal- und Modalsätze; oder aber, es wird ein **Kausalnexus** zwischen 2 Sätzen statuiert, d. h. das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Wir pflegen 5 Arten derartiger Verbindungen zu unterscheiden: Kausalsätze, Konzessivsätze, Finalsätze, Konsekutivsätze und die sogenannte hypothetische Periode. Von diesen ist der Konzessivsatz nichts anderes als ein irrealer Kausalsatz. Es wird ausdrücklich festgestellt, daß eine Wirkung nicht eintritt, obschon ein Kausalnexus besteht, der sie herrufen sollte, so daß wir eigentlich nur mit 4 Kategorien von Kausalsätzen zu rechnen haben.

Ein Beispiel möge dies erläutern:

Qui s'excuse, s'accuse.

In dieser Form liegt überhaupt kein ausgesprochener Kausalnexus vor, da ebensogut Gleichzeitigkeit der beiden Tatbestände vorliegen kann. Stellen wir aber einen Nexus zeitlicher Sukzession auf, so würde derselbe schematisch folgendermaßen aussehen:



I. Kategorie:

kausal: *on s'accuse, puisqu'on s'excuse.* resp.
konzessiv: *on ne s'accuse pas, quoique l'on s'excuse.*

II. Kategorie:

konsekutiv: *on s'excuse ainsi, qu'on s'accuse.*

Alle Teilsätze sind 'Aussagen', nur haben sie ihre Rollen vertauscht. Im ersten Fall wird der Nexus durch die Wirkung charakterisiert, dem die Ursache erklärend beigefügt wird. Die Ursache wird an der Wirkung präzisiert, d. h. der Nebensatz verhält sich zum Hauptsatz wie das Objekt

eines einfachen Satzes zum Subjekt desselben bei unausgesprochenem Prädikat. Der nicht ausgesprochene Vorgang der die beiden Sätze verbindet, ist eben die Kausierung der im einfachen Satze dem Prädikat entsprechen würde. Der Kausalnexus ist mithin einem einfachen Satze vergleichbar, bestehend aus Subjekt, Objekt und nicht ausgesprochenem Prädikat. Umgekehrt charakterisiert im Konsekutivsatz die Ursache, an dem die Wirkung präzisiert wird.

III. Kategorie:

Finalsatz *on s'excuse à ce qu'on s'accuse.*

Die Konstruktion unterscheidet sich vom Konsekutivsatz dadurch, daß die Wirkung eine 'Annahme' bildet, deren Eintreten nur vorausgesehen aber nicht als schon bestehend ausgesagt wird.

IV. Kategorie:

hypothetische Periode: *On s'accuse, si l'on s'excuse.*

Hier wird die Ursache als Annahme hingestellt und die Wirkung, falls die Annahme zur Wirklichkeit wird, als bestimmt ausgesagt. Der Charakter der Annahme, der indirekt natürlich auch die Wirkung trifft, sobald die Ursache eine bloß angenommene ist, wird im sogenannten irrealen Fall der hypothetischen Periode ausdrücklich bezeichnet: *on s'excuserait si l'on s'accusât.* Welches Element das charakterisierende, welches das präzisierende ist, muß von Fall zu Fall bestimmt werden, da ein angenommener Nexus ebensogut von der Wirkung wie von der Ursache aus geschaffen werden kann.

B. Syntax.

Aus diesen kurz gefaßten Grundzügen der Prinzipien des Satzbaues geht hervor, daß die Sprachforschung, welche die Ergründung dieser Probleme vom geschichtlichen Standpunkt aus als Syntax bezeichnet, an dieser zwei Hauptteile zu unterscheiden hat: die Syntax des Satzbaues und die Syntax der Periode.

16. Die **romanische Syntax**, welche von Dietz in seiner grundlegenden Romanischen Grammatik bereits eine geniale Gestaltung erfahren hatte, ist namentlich in Deutschland gepflegt worden, während die romanischen Länder gerade in dieser Hinsicht die wissenschaftliche Untersuchung ihrer eigenen Muttersprache nicht ganz auf der Höhe zu halten vermögen.

Wie alle Sprachwissenschaft, ist auch die Syntax ihrem Wesen nach historisch, wenn auch gerade bei ihr die deskriptive Funktionslehre, wie eben dargestellt, eine ganz besonders wichtige Rolle spielt. Ihr eigentlicher Untersuchungsgegenstand ist, daß eine und dieselbe Funktion in verschiedenen Zeiten und Ländern durch ganz verschiedene Ausdrucksmittel wiedergegeben werden könnte und der Ablauf dieser Prozesse historisch festzustellen ist.

In der Peregrinatio Silvae Aetheriae ad loca sancta, einer vom klassischen Latein stark abweichenden, frommen Beschreibung einer Pilgerreise aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. ist Cap. 15/5 zu lesen: *Illud etiam presbyter sanctus dixit nobis* .... (*quod*) *omnes in ipso fonte baptizarentur, sic redirent mature ad candelas cum clericis et monachis dicendo psalmos vel antiphonas.*

Einar Löfstedt hat in seinem philologischen Kommentar zur Peregrinatio S. 159 darauf hingewiesen, daß hier das Gerundium die Funktion des Participiums praesentis (*psalmos dicentes*) des klassischen Lateins übernommen hat. Heute noch würde ein Italiener oder Spanier in diesem Falle das Gerundium gebrauchen: Italienisch: *Ritornassero tosto alle candele coi chierici e monaci dicendo salmi.* Wir haben zweifellos in dem spätlateinischen Denkmal einen frühen Beleg für diesen syntaktischen romanischen Wandel. Besonders im Altfranzösischen war diese Ausdrucksweise sehr gebräuchlich. Altfranzösisch: ...*sans point dans la voie arrestant* (Stimming, Z. f. rom. Philologie 10, S. 527. Im Neufranzösischen würde eine wörtliche Übertragung derartiger Satzbildungen mitunter einen archaisierenden Eindruck wachrufen oder heute unmöglich

sein. Eine neuerliche Unterschiebung des Infinitivs an Stelle des Gerundiums wird dem heutigen Gebrauch entsprechen: ...*sans point s'arrêter dans leur chemin.* Vgl. Kalepky, Zur frz. Syntax 20, Z. f. r. Phil. XX, 277 ff.

Der Syntaktiker kann zwei Methoden in einem solchen Fall einschlagen: Entweder, er geht vom Ausdrucksmittel aus und untersucht, welche syntaktische Funktion im Verlauf der Zeit das Partizip präsentis, Gerundium, der Infinitiv im Satzbau auszuüben hatten, mit anderen Worten, er analysiert die gegebenen Sätze auf ihre syntaktische Funktion hin und die Syntax selbst wird unter seinen Händen zu einer Lehre von der **syntaktischen Satzanalyse.** Gerade als die Syntax in ihren Anfängen stand, war diese Betrachtungsweise, die von der Sprachform zum Sprachinhalt zu gelangen sucht, die näherliegende und die älteren romanischen syntaktischen Untersuchungen sind durchwegs von diesem Standpunkt aus abgefaßt. Insbesondere ist hier als Meister der syntaktischen Forschung Adolf Tobler hervorzuheben, dessen Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik, 5 Hefte Leipzig 1902, mit Recht als ein grundlegendes Werk syntaktischer Forschung jedem Romanisten wärmstens empfohlen werden muß.

Unter der Voraussetzung, daß *psalmos dicentes*, *dicendo psalmos*, *en disant des psaumes*, *sans s'arrêter* die gleiche syntaktische Funktion widerspiegeln, kann man aber auch die Funktion selbst der syntaktischen Untersuchung zugrunde legen und, auf ihr aufbauend, den Wechsel der Ausdrucksmittel für dieselbe untersuchen. In diesem Falle wird keine syntaktische Analyse des Satzes das Endergebnis einer derartigen Untersuchungsweise bilden, sie muß vielmehr der historischen Erklärung bereits vorausgehend, als fertige Satzkonstitution dem Syntaktiker klar geworden sein, der vom Sprachinhalt zur Sprachform übergehend, die Syntax als die **Lehre vom Satzbau** behandelt und die historische Forschung als die unmittelbare Folge der deskriptiven Funktionslehre in Angriff nimmt. In erster Linie hat J. Haas diesen Weg einzuschlagen gesucht, wobei er

freilich in seiner Neufranzösischen Syntax, Halle a. d. S. 1909, die Erforschung von Sprechakt und Sprache in ähnlicher Weise als Syntaktiker zu amalgamieren versucht, wie dies Herzog bezüglich der Laut- und Formenlehre getan hatte. Von der Apperzeption der Vorstellungen ausgehend, bestimmt er in eingehender Weise, welche psychologischen Korrelate den einzelnen Satzteilen zukommen. Nicht der sprachliche Ausdruck, sondern der Vorstellungsverlauf, der in der Sprache zum Ausdruck kommt, ist das Ziel seiner Syntax, die nicht bloß Freundin, sondern geradezu Dienerin der modernen Psychologie genannt werden kann, während die allem Sprachstudium wesentliche historische Untersuchung der Sprachfakten allzusehr in den Hintergrund gerückt wird. Es schwebt etwas Unklares über der syntaktischen Konzeption von Haas, das in seinem neueren Werke: Französische Syntax, Halle 1916, durch stärkere Betonung historisch syntaktischer Veränderungen zwar gemildert, aber nicht behoben erscheint. In dieser hat Haas durch den weiteren Rahmen, den er seinem Lehrbuch absteckte, sich veranlaßt gesehen, neben psychischen Korrelaten auch die sprachliche Ausdrucksform selbst in einzelnen Kapiteln seiner Syntax (Kap. 12, Pronomina; 18, Steigerung; 19, präpositionale Bestimmungen usw.) als Ausgangspunkt zu wählen und dadurch den Schritt vom Satzbau zur Satzanalyse vollzogen. Er nimmt hier einen Kompromißstandpunkt ein, den in ausgeprägterer Weise schon vorhin Meyer-Lübke in seiner Romanischen Syntax, Rom. Gramm. III. zur Durchführung gebracht hat. In der Tat wird jeder Syntaktiker beide Betrachtungsweisen und beide Darstellungsmethoden gelegentlich benötigen. Ein einheitliches System der Syntax nach der einen oder anderen Richtung kann erst gegeben werden, wenn Funktionslehre und historisch-syntaktische Entwicklung klar vor unseren Augen liegen werden, vorläufig stehen wir noch zu tief in den Anfängen der syntaktischen Forschung drin und können nicht von jeder sprachlichen Wendung deren syntaktische Funktion einwandfrei umschreiben, wie wir

auch nicht immer von verschiedenen sprachlichen Ausdrucksmitteln deren funktionelle Übereinstimmung restlos behaupten können.

17. Das Stoffgebiet der romanischen Syntax ist so außerordentlich groß und die einzelnen Fragen, die in ihr zur Erörterung gelangen müssen, sind so zahlreich, daß das Studium mehrerer Semester an der Hochschule kaum genügen kann, um dem Studierenden einen auch nur flüchtigen Einblick in diesen Bezirk der Wissenschaft zu gewähren. Um aber dem Anfänger wenigstens einen Vorgeschmack der romanischen Syntax zu geben, möge statt vieler Worte ein kurzes Beispiel die syntaktische Forschungsmethode illustrieren.

Das ehrwürdigste romanische Sprachdenkmal sind jene Eidesformeln, welche im Jahre 842 zwischen den Enkeln Karls des Großen, Ludwig und Karl, zu Straßburg feierlichst geschworen wurden und in einer Chronik uns im romanischen und deutschen Text wortgetreu überliefert sind, der seit dem 16. Jahrhundert in der Gelehrtenwelt bekannt und häufig studiert, als sogenannte **Straßburger Eide** jedem Romanisten vertraut sind[1]. Die Eide bestehen aus zwei Sätzen, die in einer Mundart abgefaßt sind, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Sprechweise des alten Nordburgund widerspiegeln. (Vgl. Suchier: Die Mundarten der Straßburger Eide, in der Förster-Festschrift: Beiträge zur romanischen und englischen Philologie).

In der 1. Formel gruppieren sich eine Reihe von Satzobjekten und Objektoiden (siehe unten!) um den Grundgedanken: *Salvarai eo cist meon fradre Karlo*, dem ein Ver-

[1] Gebräuchliche Ausgaben in Chrestomathie de l'ancien français p. Karl Bartsch (in vielen Auflagen) Altfranzösisches Übungsbuch von W. Förster u. E. Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue franç. p. E. Koschwitz, Leipzig 1902. Die ältesten frz. Sprachdenkmäler. E. Stengel Ausg. u. Abh. XI, 1901. In grammatischer Hinsicht schon arg veraltet der Commentar zu den ältest. frz. Sprachdenkmälern von E. Koschwitz, in Altfrz. Bibliothek Bd. X (1886).

gleichsatz beigefügt ist: *sicum om per dreit son fradra salvar dift*, mit der Einschränkung: *in o quid il mi altresi fazet.* — Dieser ganzen Periode ist eine zweite, kürzere Periode als Antithese angegliedert *et ab Ludher nul plaid nunqua prindrai.*

Die zweite Eidesformel bildet eine hypothetische Periode mit einem zweigliedrigen Vorsatz *si Lodhuvigs ..... et Karlus ..... non lo stanit, si jo returnar non l'int pois*, Nachsatz: *ne io ne nëuls ..... in nulla aiudha nun li iu er.*

Der **verbale Vorgang** der 1. Formel wird durch das sogenannte romanische Futurum: *salvarai*, *prindrai* wiedergegeben. Dies zeigt uns, daß schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts *habere + Infinitiv* völlig in die Rolle des lateinischen Futurums hineingewachsen ist, nachdem ein *salvare* oder *prehendere habeo* etwa seit dem Beginn der lateinischen christlichen Literatur, insbesondere den Bibelübersetzungen zur Wiedergabe des sogenannten Deliberativus oder Potentials (ich habe zu retten, oder ich soll nehmen) eine ausgedehnte Verwendung gefunden hatten. (Vgl. Rönsch, Itala und Vulgata, S. 447ff.). Seit dem 4. Jahrhundert konnte zuerst auf afrikanischen Inschriften dieser Deliberativus als reines Futurum verwendet werden (vgl. Thielmann, A. f. l. L. II. S. 157ff. *habere + Infinitiv*), woraus schließlich das romanische Futurum hervorging. Interessant ist nun der Umstand, daß nicht bloß in den Eiden, sondern auch in anderen, sehr alten Denkmälern der in Frankreich gesprochenen romanischen Mundarten, besonders in der Clermonter Passion, dem Leodegarlied und dem Alexislied dieses romanische Futurum bereits sehr ausgedehnte Verbreitung gefunden hat, obwohl sich gerade in Gallien der syntaktische Gebrauch von *habere + Infinitiv* sowohl in futurischem Sinn wie auch als Deliberativ, Voluntativ, Prospectiv usw. in den spätlateinischen Denkmälern Galliens am allerseltensten nachweisen läßt. So gebraucht selbst Gregor von Tours, dessen Latein von Vulgarismen wimmelt, nur höchst selten ähnliche Konstruktionen. Vgl. Bonnet, Le Latin de Gregor de Tours, S. 690. Ennodius (474—521)

scheint diese syntaktische Konstruktion überhaupt nicht zu kennen. (Vgl. A. Dubois: La latinité d'Ennodius, Paris 1903), S. 453, und aus der bereits erwähnten Peregrinatio führt Löfstedt nur 1 Stelle mit *dicere habet* = er hat zu sagen und außerdem *traversare habebamus*, *exire habebamus* = wir hatten zu passieren, wir hatten herauszugehen, an. Von einem Futurum ist auch hier nicht die Rede und der Deliberativus, der durch diese Wendungen zum Ausdruck kommt, sieht viel eher wie eine literarische Anlehnung dieses Textes an den lateinischen Sprachgebrauch der Kirchenväter wie Hieronymus, Lucifer von Caliaris u. a. aus, denn als eine in Frankreich selbst bodenständige Konstruktion. Wohl waren auch in Frankreich die Futurformen des klassischen Latein: *cantabo*, *legam* usw. aus der Volkssprache verschwunden und wurden hier wie in den übrigen lateinischen Provinzen im Umgangston regelmäßig durch das einfache Präsens ersetzt und nur die gelehrten Latinisten, wie Salvianus, Venantius Fortunatus u. a. wußten sie auch im 5. und 6. Jahrhundert regelmäßig zu gebrauchen. Wenn aber diese Männer sich volkstümlich ausdrücken wollten und daher die klassischen lateinischen Futurformen vermieden, so setzten sie nicht den neu entstandenen Modus deliberativus, Infinitiv + *habeo*, sondern gebrauchten das Partizip futuri mit dem Futurum von *esse*, *cantaturus ero*, *eris*, *erit*. Diese sozusagen urromanische Ausdrucksweise in Frankreich in der Völkerwanderungszeit war in der Mitte des 9. Jahrhunderts bereits überwunden und vom Süden her hatte offenbar durch Vermittlung des Kirchenlatein das sogenannte romanische Futurum Wurzel geschlagen. Als spärlicher Rest der älteren genuinen Entwicklung blieb nur im Französischen und Provenzalischen die lateinische Futurform des Verbums *esse* erhalten, in Erinnerung an die große Rolle, welche dieses Verbum als Auxiliare bei der urfranzösischen Futurbildung gespielt hatte. Auch die Straßburger Eide haben *ero* in der zweiten Eidesformel erhalten. In *salvar dift* tritt *debet* als Hilfszeitwort auf, das in den roma-

nischen Sprachen in dieser Funktion sonst eine kaum nennenswerte Rolle spielt, mit Ausnahme des Sardischen, wo *debeo* geradezu die Funktion von *habere* bei der Futurbildung übernommen hat. In den Eiden drückt *salvar dift* den reinen Deliberativ aus, aus dem ja das romanische Futurum, wie immer es gebildet wurde, ob mit *habere* oder mit *velle* (rumänisch) oder *venire* (westladinisch) syntaktisch hervorgegangen ist. Um so auffälliger wirkt der Umstand, daß bei den spätlateinischen Autoren Galliens, wo *habere* als Auxiliar keine nennenswerte Rolle spielt, gerade *debere* besonders beliebt ist.

Die übrigen Verbalhandlungen werden teils durch den Indikativ: *dunat*, *dift*, *iurat*, *conservat*, *stanit*, welches heute allgemein in *fraint* (*franit* = *frangit*.) unter Eliminierung des vorausgehenden *non* emendiert wird, teils durch den Konjunktiv, *fazet*, *in damno sit*, wiedergegeben. Die syntaktische Funktion des letzteren deckt sich mit dem lateinischen Gebrauch des Konjunktivs, der auch in der späteren Zeit noch die Regel war und den man in *facet* eventuell als Optativ bezeichnen könnte, in *in damno sit* als Potential. Die Form *pois* wird wohl auch den Indikativ von *posse* wiedergeben und die vorliegende Verbalform identisch sein mit dem späteren französischen *pois*, *puis*; formell könnte allerdings nicht allzuviel eingewendet werden, wenn man *pois* direkt aus lateinisch *possim* ableiten wollte, obwohl die romanischen Sprachen ein Fortleben dieser lateinischen Form nirgends gewährleisten. Der Gebrauch des Indikativs nach *in quant*, wo doch unbedingt ein potentialer Konjunktiv zu erwarten wäre, verdient bemerkt zu sein. Syntaktisch erklärt er sich dadurch, daß die Eide im allgemeinen eine möglichst bestimmte Formulierung der Verbalhandlungen anstreben und mehr an die bestimmte Tatsache, daß Ludwig über die nötige Einsicht und das Vermögen zur Einhaltung des Eides verfügt, betont wird, als auf den frommen Gedanken, daß diese Einsicht und dieses Vermögen nur von Gott kommen können, Rücksicht genommen wird.

Die **charakterisierenden Elemente** (Subjekte) werden in der ersten Formel regelmäßig durch Pronomina wiedergegeben, abgesehen von dem eingeschobenen Satz: *in quant Deus savir et podir me dunat.* — Ob wir in *om* bereits eine so weitgehende syntaktische Abschwächung vorfinden, daß es zum sogenannten unpersönlichen Pronom herabgesunken ist, läßt sich schwer feststellen, da einerseits die ältesten frz. Denkmäler kaum Belege dafür beibringen, anderseits schon im Latein des 5. und 6. Jahrhunderts *homo* mitunter außerordentlich abgeschwächt verwendet wird. Die Orthographie ohne *h* läßt allerdings denken, daß der Schreiber sich nicht mehr bewußt war, das lateinische Wort *homo* vor sich zu sehen, was aber für den Verfasser der Eide ganz irrelevant bleibt.

In *salvarai eo* fällt die Nachstellung des Pronomens auf (vgl. Haas, Frz. Synt. § 511), während es nach *prindrai* vollständig fehlt. *Il* (*mi altresi facet*) ist hochtonig, vielleicht auch *ist*(*di inavant*) und zeigt vollständige Gleichwertigkeit von *il* mit *cil*, *ist* mit *cist* nicht bloß an schwachbetonter Stelle (*cist meon fradra*), sondern auch unter starkem Akzent. *cil* und *cist* sind allerdings aus *ecce ille*, *ecce iste* als pleonastischen Verstärkungen für einfaches *ille* und *iste* hervorgegangen (s. u.), doch hat sich erst nach den Eiden der Gebrauch herausgebildet, daß *ille* nur für den Artikel *ecce ille* nur, als Demonstrativ Anwendung fanden. Vereinzelt finden wir in der ganzen altfrz. Zeit *cist* und *cil* als best. Artikel verwendet (vgl. Charles Engley Mathews: *Cist* and *cil*, Baltimore 1907), S. 101. In der 2. Formel unbedingt stärker betont war als *eo* nach *salvarai*. Die Subjekte *Ludhovicus*, *Karlus*, *nëuls*, sind durch das auslautende *s* in ihrer Kasusfunktion deutlich gekennzeichnet. Unter den **Objekten** wären zunächst die Transitivobjekte zu besprechen *salvarai cist meon fradre Karlo.* Ebenso wird in *son fradre salvar*, *nul plait prindrai*, *sagrament conservat* der sogenannte Casus obliquus des Altfranzösischen durch das Fehlen des Nominativ-*s* gekennzeichnet.

Bezüglich des Objekts des Interesses oder Dativobjekts

hatte schon Dietz darauf aufmerksam gemacht, daß zweimal die Präposition *ad*, welche sonst dieses Objekt zu charakterisieren pflegt, fehlt. Und neuerdings hat Meyer-Lübke, Romanische Grammatik III S. 47 eine größere Anzahl von ähnlich gearteten Beispielen aus der altfranzösischen Literatur zusammengestellt: *Cist meon fradre Karle in damno sit* —; *que son fradre Karlo iurat* —

Im Lateinischen hatte der Umgangston sich gern verdeutlichender Präpositionen bedient, wo die klassische lateinische Schriftsprache mit Hilfe der Kasusendungen das Verhältnis der einzelnen Worte zum Gesamtsatz genügend klar zum Ausdruck bringen konnte. So hatte u. a. sogar Cicero an Atticus: *litteras ad te mitto* geschrieben, statt des zu erwartenden *litteras tibi mitto.* Als in spätlateinischer Zeit die Flexionsendungen infolge verschiedener Vorgänge mehr und mehr ihre syntaktische Deutbarkeit einbüßten, mußte der Vulgärton von solchen präpositionellen Umschreibungen immer ausgedehnteren Gebrauch machen, was dazu führte, daß in allen romanischen Sprachen und Mundarten der lateinische Dativ regelmäßig durch *ad* umschrieben wird. Indessen scheint diese Vorliebe für präpositionelle Umschreibungen nicht in allen lateinischen Provinzen gleich stark gewesen zu sein und während Italien und Spanien in dieser Hinsicht besonders ausgiebigen Gebrauch davon machten, scheinen Gallien und Dacien in solchen Fällen der verdeutlichenden Präposition entraten zu haben, in denen die syntaktische Funktion irgend eines Objektes ohnehin nicht mißverstanden werden konnte. Darum konnten hauptsächlich Personsbezeichnungen im Dativ auch das hinweisende *ad* entbehren: *e por o fut presentede Maximiien* (Eulalialied), in welche Kategorie auch die eben zitierten Fälle aus den Straßburger Eiden zu rechnen sind.

In den Schlußworten der 2. Formel *non li iu er* wird der Dativ *li* (ihm) durch ein beigefügtes *ibi* pleonastisch verdeutlicht. Der Gebrauch von *inde* an Stelle des Gene-

tivs des persönlichen Pronomens und von *ibi* an Stelle des Dativs geht ebenfalls bis in die lateinische Zeit zurück.

Der Gebrauch von *inde*, der im Altfranzösischen ebenso allgemein war, wie er auch in der neufranzösischen Grammatik wohl bekannt ist, wurzelt in lateinischen Konstruktionen, die in mannigfaltiger Bildung vom Altlatein des Plautus, über die lateinischen Klassiker bis ins Spätlatein reichlich nachweisbar sind. Vgl. Schmalz, Lateinische Syntax im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von J. Müller II/$^{4}_{2}$ S. 629.

Das Komitativobjekt, zu dessen Charakterisierung im Lateinischen die Präposition *cum* diente, ist in den Eiden durch die Wendung *ab Ludher* vertreten. Die Präposition *ab*, die in der gleichen Form auch in der Clermonter Passion auftritt, in der Eulaliasequenz, im Leodegarlied und dann in der darauffolgenden altfranzösischen Literatur in der Regel die Form *od* oder *o* annimmt, geht auf lateinisch *apud* zurück, das schon in lateinischer Zeit, speziell in Gallien das lateinische *cum* verdrängte. (Vgl. A. f. l. L. II S. 32.) Natürlich ist *od* nicht aus *ab* entstanden, vielmehr liegen zwei dialektisch differenzierte Formen hier vor, von denen die eine dem Südosten des französischen Sprachgebietes angehört, die andere dem Norden und Westen.

Ein eigentümliches Objekt stellt die Wendung *meon vol* dar, das ungefähr einem lateinischen Ablativus absolutus, *me volente* entspricht und es wird dem Syntaktiker nicht leicht sein, die Funktion dieses Objektes genau zu umschreiben. Die vorliegende Wendung, die in den Straßburger Eiden zum erstenmal auftritt und sich später im Altfranzösischen unzählige Male wiederholt, ist uns aus dem Lateinischen unbekannt. Formell ist *vol* ein Substantivum abstraktum, das als sogenanntes Postverbale aus dem Verbum *voleir*, später *voloir* = lat. *velle* durch einfaches Fortlassen der verbalen Flexionsendungen gebildet wurde, wie wir derartiger Bildungen im Romanischen und auch schon im Lateinischen eine große Anzahl kennen.

(Vgl. Meyer-Lübke, R. Gr. III, S. 441ff. *adresse* zu *adresser*, *appel* zu *appeler*, *élan* zu *élancer*, *demande* zu *demander* usw.) Im Deutschen würden wir *meon vol* durch 'meines Willens' oder 'mit meinem Willen' wiedergeben; und es fragt sich, ob wir darin einen Instrumental oder einen Soziativ oder sonst näher bestimmbares Objekt erkennen sollen. *Meon vol* soll zum Ausdruck bringen, daß Ludwig keinen Pakt schließen will, aus dem seinem Bruder Karl ein Schaden erwächst, der von Ludwig gewollt ist. Das besagt nun, daß Ludwig nicht bloß von einem solchen Schaden etwas wissen kann, wofür das Altfranzösische statt soziativem *m. v.* die Wendung *mon esciant* gebraucht hätte, die wohl auch dem Verfasser der Straßburger Eide bekannt gewesen sein dürfte, da das Verbum *scire* auch im Volkslatein durchaus geläufig war. (Vgl. Meyer-Lübke, Etymologisches Wörterbuch Nr. 7722), bevor es durch *sapere* in den Hintergrund gedrängt worden ist. Wir werden daher nicht anstehen, in *meon vol* wirklich einen Instrumental zu erblicken, da dieser von Ludwig abgelehnte böse Wille gewissermaßen als Werkzeug dem gefürchteten Schaden gedient hätte.

Nicht immer ist die Funktionsbestimmung eines Objekts so einfach wie im vorliegenden Falle: *pro deo amur* und *pro christian poblo* wird herkömmlicherweise als kausales oder finales Objekt bezeichnet. — In ähnlicher Weise rechnet man eine Wendung wie *in aiudha* unter die Objekte 'der Richtung' oder 'des Zieles'. Über letztere Bezeichnung könnte man noch reden, da es auch Adverbia der Richtung oder des Zieles gibt, obwohl jedermann sieht, daß der Ausdruck Richtung hier in metaphorischer Weise Verwendung findet, denn *aiudha* ist weder eine Lokal- noch eine Temporalbezeichnung. Auch der Begriff 'zu Hilfe' enthält einen finalen Gedanken, und es ist sehr die Frage, ob wir in der Syntax von finalen Objekten reden dürfen. Jede kausale Verbindung zwischen Ursache und Wirkung schließt notwendig einen Zeitabstand in sich, da die Ursache der Wirkung immer zeitlich vorausgehen muß. Dies ist ein erkenntnistheoretischer Grundsatz, der in unmittelbarer Beziehung steht zur Definition

des Satzes, der die Analyse einer einzigen Gesamtvorstellung und nicht eines Vorstellungsverlaufes ist. Wie bereits erwähnt, nennen wir den sprachlichen Ausdruck eines Vorstellungsverlaufes eine Periode, den einer einheitlichen Vorstellung einen Satz. Ein finales Objekt würde daher sich zu dem Satz nicht so verhalten wie irgend ein Transitivobjekt oder ein Objekt des Interesses, sondern infolge des in die Zukunft verlegten Inhaltes wie ein etwa abgekürzter oder verkürzter Finalsatz. Und das gleiche gilt auch von der Bezeichnungsweise: kausales Objekt. Wir haben hier syntaktische Gebilde vor uns, die äußerlich die Form von Objekten tragen, ihrer Funktion nach aber viel eher als verkürzte Nebensätze zu bezeichnen wären. Diese Kategorie von Objekten höherer Ordnung ist in den indogermanischen Sprachen seit sehr alten Zeiten außerordentlich beliebt gewesen; insbesondere ist der Infinitiv, der ursprünglich in der Form eines Objekts des Interesses einen finalen Gedanken zum Ausdruck brachte und der in verschiedenen Sprachen selbständig gebildet wurde, ein deutliches Zeugnis dafür, daß ein Bedürfnis für solche syntaktische Ausdrucksmittel bestanden hat. Um nun dieser Gruppe einen passenden Namen zu geben, wird es am besten sein, wenn man den Ausdruck Objekt für sie nicht in Anwendung bringt, sondern sie als **Objektoide** bezeichnet, wodurch ihre Zwitterstellung zwischen Satzglied und Periodenglied deutlich zum Ausdruck kommen dürfte. Vgl. Ziffer 7 Spr. XLV p. 319 ff. *In aiudha* wäre mithin ein finales Objektoid. Die Wendung, die den romanischen Sprachen später sehr geläufig ist, nahm ihren Ursprung bereits im ausgehenden Latein, wo das sogenannte *in* der Richtungsobjekte sehr beliebt war. Vgl. Müller-Marquardt, Die Sprache der alten vita Wandragiseli S. 198, § 156 mit Literaturangaben. Ebendort auch über finales resp. kausales *pro* (S. 194).

In der Zeit der Straßburger Eide scheinen diese finalen Objektoide häufiger durch *in* als durch *pro* eingeleitet worden zu sein, da auch die zu Konjunktionen herabgesunkenen Objektoide *in o quid* (vorausgesetzt, daß) *in quant* (insoweit)

ursprünglich solche Objektoide waren. Später hat sich das finale *in* nur in festen Wendungen zu halten vermocht (*venir en aide*), wurde aber in den meisten Fällen durch das in dieser Funktion beliebtere *pro* ersetzt. Daher entspricht der Wendung *in o quid*, das auch Gregor von Tours als *in hoc* gebraucht (Bonnet, Le latin de Gregoir de Tours, S. 619) genau das spätere *por hoc* oder *poruec* (vgl. Alexis 109 *Sainz Alexis out bone volontet Por hoc en est oi cest jorn honorez.* Und ebenso steht für *in quant* bereits im Leodegarlied *por quant que.* (La vie de St. Alexis par G. Paris S. 166.)

Unter den in den Straßburger Eiden verwendeten Adverbien wäre auf den sogenannten pleonastischen Gebrauch von *si* = lateinisch *sic* in *si salvarai eo* zu verweisen. Zweifellos liebte das Spätlatein, wie überhaupt jede Umgangssprache den sogenannten syntaktischen **Pleonasmus** sehr, d. h. es begnügte sich nicht mit den einfachsten Ausdrücken irgend einer Funktion, sondern suchte die Deutlichkeit der Rede dadurch zu erhöhen, daß es verschiedene Gleiches oder Ähnliches bedeutende sprachliche Hilfsmittel aneinander reihte, um ein bestimmtes Ziel in der Mitteilung zu erreichen. So werden Pronomina, Konjunktionen, Adverbia mit Vorliebe in um so größerem Ausmaße gebraucht und im Satz förmlich aufgehäuft, je weniger durch die bekannte Erscheinung der '**syntaktischen Abnützung**' der volle Sinn dieser Worte dem Sprechenden wie dem Hörenden zum Bewußtsein kommen mochte, d. h. je mehr der syntaktische Wert abgeschwächt wurde. Zu den stark abgeschwächten Adverbien gehörte im Spätlatein auch das hinweisende *sic* = 'so, in dieser Beschaffenheit', weshalb man zum Beispiel in der Peregrinatio und später ausgesprochenen Pleonasmus in der Verbindung von *sic* des öfteren konstatieren kann.

In unserem Falle muß man aber vorsichtig sein und darf eine dem heutigen Sprachgebrauch nicht ganz entsprechende Wendung nicht ohne weiteres als Pleonasmus beiseite schieben. In der Regel dient *sic*

der Zusammenfassung früher erwähnter Umstände. Nur ausnahmsweise finden wir es in lateinischen Texten der ausgehenden Latinität in der Weise angewendet, daß es nicht zurückweisend sondern vorgreifend die Schilderung eines Tatbestandes einleitet. Wenn daher ein Vergleichsatz eine Periode einleitete, konnte leichter im folgenden Hauptsatz auf diesen Vergleich zurückgewiesen werden, als bei umgekehrter Stellung. Vgl. Gregor von Tours: *quod quomodo in Austria ambularem sic ibi me praesentassem.* Bonnet l. c. 328. In den romanischen Sprachen hatte das ursprünglich vergleichende *quomodo* eine vorwiegend temporale Bedeutung angenommen. Eulalia 19 *Enz en l fou la getterent com arde tost*. . . ., weshalb eine durch *com* eingeleitete Periode leicht doppelsinnig werden konnte, da die Konjunktion *com* ebensowohl als Signal für einen folgenden Vergleichsatz als für einen vorausgehenden Temporalsatz dienen konnte. Um solche Unklarheiten zu vermeiden, griffen die Romanen zu dem Hilfsmittel, daß sie das ursprünglich nur im folgenden Hauptsatz verwendete *sic* mit dem vergleichenden *com* vorwegnahmen und nun konstruierten: *sic quomodo* . . . . *sic.* Daher die in allen romanischen Sprachen beliebte Konjunktion: italienisch: *siccome*, span. *assicomo*, rätorom. *schkum* —, die allerdings dem Rumänischen und Sardischen zu fehlen scheint, was auf eine erst nachlateinische Bildung schließen läßt. In den Eiden sind nun die beiden Vergleichsätze einfach umgestellt, *si salvarai eo cist meon fradre sicum om per dreit sun fradra salvar dift* — und wurzelt das erstere *sic* mithin fester in dem Sprachgeist, als das bei einem bloßen Pleonasmus der Fall wäre. Interessant und ebenfalls aus dem Latein noch nicht belegt ist das Adverb *altresi* = ebenso, das in den westromanischen Sprachen sich einer großen Verbreitung erfreut. Diese Bildung dürfte trotzdem bereits lateinischen Ursprungs gewesen sein, da sie mit den plautinischen Zusammensetzungen *altrorsus*, *altrinsecus*, einer Flexionsform von *alter* + *versus*, *secus* usw. auf gleiche Stufe zu stellen ist. Der Bedeutung nach kann nun *altresi* keine einfache Zusammensetzung

von *alter* + *sic* gewesen sein, da *alter* hier die Funktion von lateinisch *alius* besitzt, das im Spätlatein vielfach mit *alter* vertauscht wurde und *altrumsic* 'anders geartet', nicht aber 'ebenso' bedeuten würde. Besser passend wäre daher die Voraussetzung einer Zusammensetzung *altrorsum sic* = 'auch anderwärts so', was leichter zur Bedeutung 'ebenso' führt. Insbesondere ist zu beachten, daß im Provenzalischen *altrestal* in der Kompositionsfuge ein *s* aufweist, das am besten zu erklären ist, wenn wir auch hier *altrorsum talis*, als Grundform supponieren ('auch anderwärts ebenso').

Bezüglich der Negations-Adverbia ist in der Wendung *nul plaid nunqua prindrai* die Umwandlung der lateinischen adnominalen Negation *nul* in eine adverbiale zu konstatieren, durch welche sich die romanische Syntax der Negationen von der lateinischen prinzipiell unterschied. Im Romanischen wird immer der ganze Satz mit dem verbum finitum negiert und negative Attribute treten höchstens verstärkend oder erklärend zur verbalen Negation hinzu, können aber ohne letztere nicht bestehen. Im Lateinischen genügt eine adnominale Negation vollkommen, weshalb hier eine doppelte Negation eine Bejahung, im Romanischen aber eine Verneinung ergibt.

Bezüglich des **Periodenbaues** sei nur die hypothetische Periode in der 2. Eidesformel hervorgehoben, welche in der bestimmten Form des Indicativus praesentis gebracht ist. Das Wesen der hypothetischen Periode liegt darin, daß es einem kausalen Zusammenhang Allgemeingültigkeit zumißt, weshalb dieses Praesens nicht so sehr dem Ausdruck der Zeitabstufung dient, sondern lediglich die einfachste Ausdrucksweise für einen Verbalvorgang darstellt und damit die primitivste Aktionsart ist, welche die Sprache kennt. Obwohl schon im Latein die Verbalformen im ausgedehntesten Maße der eigentlichen Zeitbestimmung dienten, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß gerade die Umgangssprache durch das Verbum viel eher die Art und Weise, wie ein Vorgang sich abspielt, ausdrückt und weniger an die Consecutio temporum, in welcher die einzelnen Sätze zu-

einander in ein bestimmtes zeitliches Verhältnis gebracht werden, denkt. Tatsächlich ist das Schwören des Eides natürlich dem Halten desselben vorausgegangen.

Wir werden also in dem Praesens Indicativi eine echt volkstümliche Form erkennen und, wie bereits angedeutet, die Wahl des Indikativs dem Umstand zuschreiben, daß der Verfasser der Eidesformel einen an sich potentialen Fall möglichst einfach und präzise zum Ausdruck bringen wollte; mit anderen Worten, daß hier keine hypothetische Periode des ersten Falles vorliegt, sondern daß hier der Indikativ die syntaktische Funktion des Konjunktivs ausübt. Schmalz, l. c. § 348 S. 582.

C. Wortlehre.

18. Aus dem syntaktischen Aufbau eines Satzes ergibt sich die Gliederung desselben in Worte, und das grammatische Studium desselben pflegen wir als **Morphologie** oder Formenlehre zu bezeichnen. Allerdings ist in der romanischen Philologie durch Meyer-Lübke und seine Schüler auch eine andere Umgrenzung des grammatischen Stoffes durchgeführt worden, die trotz mancher Einwendungen, die dagegen erhoben werden können, infolge ihrer Klarheit der Konzeption vielfach Anklang gefunden hat. An Stelle der Formenlehre spricht Meyer-Lübke von einer **Wortlehre**, die außer den bezeichneten Kapiteln auch noch die Etymologie, Wortgeschichte, Wortgeographie, Synonymik, Homonymik und Semantik zu umfassen hätte. In den eigentlichen Grammatiken pflegt allerdings nur die Formenlehre Aufnahme zu finden, während die übrigen Abschnitte wohl als besondere Zweige oder Hilfswissenschaften der Grammatik aufgefaßt werden. Der Ausdruck Wortlehre hat vor allem mit einem prinzipiellen Übelstand zu kämpfen, daß es zwar sehr leicht ist, an einem Sprechakt die Gliederung in Worte zu vollziehen, daß es aber ungemein schwer fällt, vom Standpunkt der Sprache aus **eine Definition zu geben, was ein Wort ist.**

Nehmen wir irgend ein französisches Wort her, etwa *château*, so ist es ganz klar, daß wir hier nicht bloß vom Standpunkt des Stilistikers, sondern auch vom Standpunkt des Grammatikers von einem Worte sprechen können, das aus lateinisch *castellum* hervorgegangen, im Verlauf der Jahrhunderte mannigfaltige äußere Veränderungen durchgemacht hat, in den verschiedenen Gegenden Frankreichs die verschiedensten dialektischen Färbungen annahm und trotzdem auf einer einheitlichen Spracherinnerung der französischen Sprachgemeinschaft beruhend, eine Wortindividualität darstellt. Wenn wir uns aber fragen, worin diese Individualität gelegen ist, so ist es außerordentlich schwer, das Gemeinsame dieser Worteinheit festzustellen. Daß die Form des Wortes keine einheitliche ist, ist ja bereits angedeutet. Nicht bloß in den gegenwärtigen Mundarten, wo neben *château* die Form *katyoe* (pikardisch) *tšestc* (wallonisch), *čatey* (lothringisch), *tsaste* (burgundisch), *šatea* (vendéisch) usw. sich findet, weist auch jede der Mundarten aus älteren Sprachdenkmälern zahlreiche Schreibungen auf, *chastel*, *chasteu*, *chasteaz*, *chaustel* (wallonisch), *chastiaux* usw., die in diesem Falle zwar noch eine gewisse lautliche Ähnlichkeit bewahren, bei anderen Worten aber bis zur Unkenntlichkeit voneinander abweichen können. Wie die Form ist aber auch die Bedeutung dieser Worte keineswegs einheitlich. Daß heute in Frankreich der Ausdruck *château* den Deckaufbau auf einem Kriegsschiff älterer Art, ein Kartenhaus, einen Wasserturm, ein Luftschloß (*château d'Espagne*), ein Weingut bedeuten kann, zeigt die Wandelfähigkeit eines Ausdrucks vom semantischen Standpunkt aus. Aber nicht genug damit, hat ja der Gegenstand selbst, den wir in typischer Weise mit *château* bezeichnen (vgl. § 10) im Verlaufe der Jahrhunderte gar sehr seine Gestalt geändert und ist von einem einfachen Wachtturm zu einer mittelalterlichen Burg, einer an eine Burg sich anschließenden Ortschaft mit Straßen und Befestigungstoren (so bei Chrest. de Troyes), oder einem feudalen Herrensitz des 18. Jahrhunderts umgebildet worden, derart, daß die Vorstellung,

die mit dem Worte etwa im Rolandslied oder bei Chrestien in Verbindung war, mit der modernen Begriffssphäre nur mehr wenig Gemeinsames besitzt. Allerdings bleibt ein Moment immer noch bestehen, das eine Individualisierung des Wortes dem Sprachhistoriker ermöglicht, die gemeinsame Abstammung aller dieser Formen und Bedeutungen aus einem lateinischen Erbworte, das von Generation auf Generation sich fortpflanzend, gewissermaßen einen einheitlichen Stammbaum einer weitverzweigten Familie von Wortformen darstellt. Die Einheit des Wortes ist mithin eine rein historische und von diesem Standpunkt aus das Wortstudium als besonderer Zweig der Grammatik durchaus berechtigt, wenn schon einzelne Fragen, die die Wortlehre vor dem Forscher aufrollt, nicht auf grammatischem, sondern auf stilistischem Wege gelöst werden müssen.

Wie die Syntax, so berührt sich auch die Wortlehre auf das engste mit der Lehre vom Stil.

19. Die Feststellung des einheitlichen Stammbaumes ist Sache der **Etymologie**, deren Aufgabe dadurch scharf umgrenzt wird und die mit der Wortgeschichte keineswegs verwechselt werden darf. Während die Wortgeschichte den Rahmen ihrer Untersuchung über mehrere Worte erstrecken kann, die nach ihrer Form oder Bedeutung in engeren Beziehungen zueinander stehen und mithin geeignet erscheint, die sogenannten Wortkreuzungen oder Vermischungen (Kontaminationen) wirkungsvoll zu behandeln, ist es das Ziel der Etymologie, die Individualität eines Wortes zu eruieren und gegenüber anderen Worten abzugrenzen.

Ein Beispiel, wie schwierig sich oft solche Probleme gestalten können, mag folgender Fall dartun.

Offenbar ziemlich früh haben die italischen Bauern in Römerzeiten den griechischen Ausdruck μαγὶς für Backtrog übernommen, da schon Cornelius Nepos *măgĭda* als einen veralteten Ausdruck für *lanx* bezeichnet. Durch volksetymologische Anlehnung an *magnus*, *magis* usw.

kam das Wort besonders für ganz große Schüsseln, in welchen der Brotteig geknetet und aufbewahrt wurde, in Aufnahme (außerdem hatten ja die Griechen auch das ähnlich klingende und ähnliches bedeutende *mactra* den Römern überliefert) und scheint schon bei den Griechen nicht notwendig gerade-Schüsselform gehabt zu haben. Der Brotteig kann ja auch auf einem Brett (*discus*) geknetet werden und so mag denn schon im Griechischen μαγὶς auch die Bedeutung *discus*, unser 'Tisch', angenommen haben. Neben *magida* gebraucht z. B. Marcellus Empiricus, ein Südfranzose der lateinisch späteren Zeit, auch die Form *magidem*, wenn er sagt: *rasamen pastae quod in magide adhaeret.* Im Romanischen lebt nun auf der iberischen Halbinsel die allgemeine Bezeichnung 'Schüssel' fort (port. *malga*) im it. *madia*, afrz. *maie*, prov. *mag* die Bedeutung 'Backtrog', in der V. di Ledro *mężia*, Val Bona *meža* (Südtirol) endlich 'Brottruhe', d. h. die *mężia* ist eine Truhe, in der das vorrätige Brot, Speisereste aus früheren Mahlzeiten, Speisegerät usw. aufbewahrt wurden; als Deckel diente dieser Truhe der *dęšk* (*dĭscus*), auf welchem die Mahlzeit aufgetragen wurde, also unser 'Speistisch' in Verbindung mit einer Truhe. Allerdings geht *mę́žia* nicht rein auf *magida* zurück —, der Tonvokal basiert auf älterem *ai*, das *ži* kann aber nicht gut *gi* darstellen. Ein anderes Wort muß hier hineingespielt haben: nämlich *mē(n)sa.* In der V. Bona, deutlicher noch in der V. Tellina (*misa*) und bei den Westladinern: *męiza* (Rheintal), *megza* (Bergün), *moiza* (Engadin), bei den Tiroler Ladinern *maiza* (gredn.), *męza* (enneberg) liegt ganz einfach *me(n)sa* vor, bedeutet auch kein truhenartiges Hausgerät, sondern einfach das, was wir heute 'Tisch' nennen. Ebenso mag kombiniertes *meza* und *mesə*, *meisə* in den Abbruzzendialekten lt. *mensa* reflektieren, obwohl hier die Bedeutung '*madia*' nicht mehr stimmt. Speziell in den Abbruzzen ist es ein Winzerausdruck, eine große Wanne, in welcher die Trauben durch Stampfen mit nackten Beinen gepreßt werden. Im Genuesischen bucht Casaccia *mèizoa* und *mèizia* für '*madia*, *tavola*

quadra con rialti da tre sponde per uso d'intridervi dentro la pasta da far il pane o altro'. Wir werden alle diese italienischen Formen zu *me(n)sa* zu stellen haben, aber zugeben müssen, daß sie von *magida* teilweise in Form und Bedeutung beeinflußt wurden. Rein zu *magida* zu stellen wären tosc. *madia*, hierzu tosc. *madiata*, versil. *maliata* ('Floß'), sodann siz. *maiḍḍa*, kalabr. *magilla* **magĭlla* aus *magidula*), das auch dem neapol. *martora martola* (*magĭdula*) mit einem Lautwandel *ʒ* zu *r*! zugrunde liegt. Span. *amasadera*, port. *amassadeira* ('Backtrog') zeigen als Ausgangspunkt offenbar griech. *μᾶζα* der Brotteig (woraus frühlt. *massa* entlehnt wurde). Vielleicht hat *μᾶζα* gewissermaßen den vermittelnden Anstoß zur Vermengung von *me(n)sa* mit *magida* gegeben. Endlich kennen die Westladiner für Backtrog den Ausdruck *mosa* (Carisch), unterscheiden also zwischen *meisa* Tisch und *mosa* 'Backtrog' ganz genau. Auch dieses *mosa* dürfte mit *μᾶζα* identisch sein (vgl. Untereng. *masal* = Backtuch); eine bestimmtere Meinung kann ohne Kenntnis der dafür eruierbaren Dialektformen nicht abgegeben werden.

Einen lehrreichen Aufsatz über diese Probleme veröffentlichte Meyer-Lübke: 'Aufgaben der Wortforschung' in Germ.-roman. Monatsschriften I S. 634. Ihm wären aus früherer Zeit einige wichtige Ausführungen von Schuchardt vorauszuschicken, die dieser mit vorwiegender Betonung der Wortgeschichte, besonders mit Berücksichtigung der Bedeutungslehre, in der Z. f. rom. Phil. Bd. 24 S. 529; 27 S. 609; 28 S. 316 veröffentlichte.

Ganz selbständig von der Etymologie ist die **Wortgeschichte** zu einer eigenen Disziplin der romanischen Philologie herangewachsen, deren Ausgangspunkt in einer genialen Konzeption des Pariser Gelehrten Arsène Darmesteter gelegen ist. Diesem war bei seinen lexikographischen Arbeiten zum großen Dictionnaire général de la langue française, hrsg. von A. Hatzfeld, A. Darmesteter unter Mitwirkung von A. Thomas, der Gedanke

vertraut geworden, daß mit der Feststellung einer Etymologie die Aufgabe, welche der Wortschatz dem Grammatiker stellt, noch nicht gelöst ist. Die Worte finden in einer Sprache Aufnahme und werden wieder vergessen, sie kreuzen sich und beeinflussen sich gegenseitig, vermehren sich durch Ableitungen und unterliegen einer ganzen Reihe destruktiver Tendenzen; diese Probleme faßte er in dem Büchlein La vie des mots étudiés dans leur signification, Paris 1886, zusammen, welche Schrift auf die Wissenschaft einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Ursprünglich mag wohl der Gedanke vorgewaltet haben, daß die Wortgeschichte die Etymologie ergänzt oder umgekehrt, die Etymologie die Grundlage für die Wortgeschichte abzugeben hat. Die Erfahrungen der auf diesen Gebieten tätigen Forscher belehrten sie aber bald, daß die Wortgeschichte ganz andere Bahnen einzuschlagen berufen war, als sie von der Etymologie bis dahin verfolgt worden waren. Während letztere die einzelnen Worte immer als ein Glied der Sprache erfaßt, erwiesen sich für die Wortgeschichte die einzelnen Wortformen gar bald viel wichtiger als ihr historischer Stammbaum. Unmerklich glitt dadurch die Wortgeschichte in die Forschungsrichtung der Stilistik hinüber. Am deutlichsten ist sich dessen A. Gilliéron in Paris bewußt geworden, der eifrig bestrebt ist, zwischen dem Wortstudium und den linguistischen Bestrebungen eine scharfe Grenze zu finden. Wenn Gilliéron den konstruktiven Charakter der sprachhistorischen Kenntnisse besonders auf dem Gebiet der Lautlehre betont und ihnen die angebliche Realität der einzelnen Wortformen kontrastierend gegenüberstellt, so schwebt ihm offenbar ein Grundgedanke vor, der dem abgeleiteten Charakter des Begriffes Sprache gegenüber dem reellen Sprechen verwandt ist. Diese gesprochenen Wortformen, deren etymologische Einheitlichkeit oder Mehrdeutigkeit gar nicht in seinen wissenschaftlichen Interessenkreis hineingehört, findet er in verschiedenen Zonen seines Gebietes (Gilliéron beschäftigt sich ausschließlich mit der französischen Sprache) verbreitet.

Wie Darmesteter vergleicht er das Dasein dieser Wortformen mit dem Leben der Individuen und sucht aus ihrer geographischen Verbreitung und ihrer begrifflichen Verwendung das Auftauchen und Verschwinden dieser einzelnen Wortformen historisch zu begreifen. Seine Forschungsrichtung ist unter dem Namen **Wortgeographie** in die Wissenschaft eingeführt worden, zu deren Popularisierung namentlich die Schrift Karl Jabergs: Sprachgeographie, Beiträge zum Verständnis des Atlas linguistique de la France, Aarau 1908, beigetragen hat. Es ist klar, daß sämtliche Faktoren, auf denen Gilliéron und seine Schüler in der Wortgeographie ihre Erkenntnisse theoretisch fundieren, rein stilistischer Natur sind und mit der grammatisch-etymologischen Forschung, von der sie ausgegangen waren, nur mehr in sehr lockerem Zusammenhang stehen.

Grammatisch sind an ihnen allein die historischen Ergebnisse, zu denen Gilliéron auf Grund seiner Methode zu gelangen glaubt. Dieser historische Charakter seiner Wissenschaft ist aber bei genauerem Zusehen ein rein fiktiver. Alles, was er geschichtlich zu eruieren glaubt, beruht auf Imagination und trägt auf intuitivem Wege Vorstellungen über die Wortgeschichte in seine Gedanken, zu denen er auf deduktivem Wege niemals zu gelangen imstande gewesen wäre. Da aber auch die Sprachgeschichte die Deduktion anstrebt, kann man wohl sagen, daß es Gilliéron gelungen ist, sich von der sprachgeschichtlichen Richtung völlig zu emanzipieren.

Ein Mittelding zwischen Wortgeographie in Gilliéronschem Sinne und deduktiver Wortgeschichte hat Jakob Jud in seinen Sprachgeographischen Untersuchungen (A. f. d. Studium d. rom. Sprachen Bd. 120 ff.) zu verwirklichen gesucht, was keineswegs der Klarheit seiner Konzeption zum Vorteil gereichte.

Mit der Sprachwissenschaft in engerem Zusammenhang steht jene Richtung der Etymologie, welche von der Semantik eine Art **Wortarchäologie** abzuleiten gewußt hat. Durch

Schuchardt hat diese Forschungsrichtung namentlich durch seine Schrift: Sachen und Wörter (Z. f. rom. Philol. 29 S. 620ff. Förderung und in der Zeitschrift „Wörter und Sachen" hrsg. von Meringer, Meyer-Lübke, Mikkola, Much, Murko) eine Heimstätte gefunden.

Die **Semantik**, welche sich wiederum auf einem Grenzgebiet zwischen Linguistik und Stilistik bewegt, wurde bereits § 18 behandelt.

D. Formenlehre.

20. So mannigfaltige Formen das reine Wortstudium in der Philologie auch angenommen hat und so vielfach sich die Gelehrten namentlich in den letzten Jahrzehnten damit auch beschäftigt hatten, so tritt seine Bedeutung hinter der eigentlichen **Formenlehre**, insoweit es sich um das Eindringen in den Geist der Wissenschaft handelt, doch beträchtlich zurück, denn die Formenlehre hat die Aufgabe zu erfüllen, einen der wichtigsten Faktoren in der Sprachgeschichte aufzuhellen, der zwar auch in der Etymologie sowie in der Wortgeschichte eine große Rolle spielt, dessen Wirksamkeit aber nirgends so deutlich erkannt werden kann, als wenn man sich mit dem Problem der reinen Formenlehre beschäftigt. Die Aufgabe der Formenlehre ist es, das Verhältnis zwischen der Lautform eines Wortes und seiner Bedeutung zu untersuchen. Und jenen Faktor, welcher dieses Verhältnis bestimmt, nennen wir die **Analogie.** Die Formenlehre könnte man mithin auch bezeichnen als die Lehre von der Analogie. Dieser grammatische Ausdruck, der schon in der antiken Welt eine Umwälzung in den grammatischen Theorien nach sich gezogen hatte (vgl. Steinthal, Gesch. d. Sprachwissenschaft, Bd. II S. 71ff.) ist in neuerer Zeit namentlich durch die Junggrammatiker wieder zu Ehren gekommen und könnte am besten etwa durch 'sprachliche Angleichung' verdeutscht werden. Die Sprache beruht in ihrem innersten Wesen auf Angleichung der sprachlichen Ausdrucksbewegungen bei den verschiedenen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft;

nur dadurch, daß mehrere Individuen ihre Sprechakte einander so angleichen, daß sie dieselben oder ähnliche Gedanken mit denselben verbinden, können sie sich verstehen. Wir haben früher (§ 10/1) von der sprachlichen Konvention gehandelt; der konventionelle Charakter der sprachlichen Zeichen beruht in den seltensten Fällen auf einer bewußten Übereinkunft, also einer Art Vertrag der einzelnen Mitglieder der Sprachgemeinschaft. In der Regel genügt vielmehr die unbewußte sprachliche Anpassung des einzelnen Individuums an die Sprachgemeinschaft, um zu einer Verständigung zu gelangen. Das ist aber wieder nichts anderes als die sprachliche Analogie.

Die Analogie ist nicht bloß jener Faktor, der das Erlernen einer Sprache, insbesondere bei Kindern, ermöglicht, sondern sie ist auch ununterbrochen am Werke, die Sprache der Erwachsenen zu beeinflussen, indem sie bald die Konservierung älterer Sprachformen bedingt, bald die Entstehung neuer sprachlicher Ausdrucksmittel verursacht. Dieser Gedanke ist klar ausgedrückt worden durch Saussure, l. c. S. 241 ff. Jede sprachliche Form, deren Lautgestalt sich an Lautbilder anschließt, die hinsichtlich ihrer Bedeutung oder hinsichtlich ihrer syntaktischen Funktionen mit anderen Ausdrücken in Zusammenhang steht, ist nach ihm als analogische Form zu bezeichnen.

Wir haben demgemäß 2 Hauptarten von Analogien zu unterscheiden: **Begriffliche Analogie** und **funktionelle Analogie,** eine Zweiteilung, die sowohl von H. Paul in seinen 'Sprachprinzipien' als auch von Wundt in seiner Völkerpsychologie Bd. I S. 446 Note, festgehalten wird.

Demgemäß zerfällt die Formenlehre in 2 Hauptabschnitte in die **Wortbildungslehre,** welche die Worte als Bedeutungsträger ins Auge faßt und in die **Flexionslehre,** welche die lautliche Charakterisierung der Worte hinsichtlich ihrer syntaktischen Funktion behandelt. Verhältnismäßig selten hat man versucht, sozusagen auf empirischem Wege die Wirksamkeit der Analogie festzustellen, indem man etwa

einem einzelnen Sprachdenkmal sämtliche Erscheinungen, die mit der Analogie in Zusammenhang gebracht werden können, zusammenträgt. Um so wertvoller ist daher für die Romanistik die Arbeit von Karl Jaberg: 'Über die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe', der an den Mundarten der Vallée de l'Etivaz die analogische Wirksamkeit in der Verbalflexion untersucht. Die große Mehrzahl der morphologischen Untersuchungen, an denen die romanische Philologie nicht arm ist, faßt ihre Aufgabe in der Weise auf, daß sie die Lautgebung, die in der Sprache für bestimmte syntaktische Funktionen, oder bestimmte Worte oder Wortklassen sich herausgebildet hat, zusammenfassend darstellt und an diesem Material festzustellen sucht, aus welchen Angleichungen an andere Wortformen die eventuellen Abweichungen von den zu erwartenden Lautbildern zu deuten sind, sei es, daß dabei das ganze romanische Sprachgebiet oder eine Mundart desselben zur Unterlage dient, sei es, daß Flexions- oder Formenlehre an einem bestimmten Sprachdenkmal studiert wird.

21. So einfach und klar das Prinzip der Analogie erscheint, daß ein ähnlicher Sinn ähnliche Lautgebung nach sich zieht, so schwierig gestaltet sich in der Praxis oft die Feststellung, auf welchen Ähnlichkeiten eine bestimmte grammatische Form aufgebaut wurde. Nur zu oft hat man Entwicklungen der analogischen Formen behauptet, für deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit auch kein Schatten von Beweis zu erbringen war. Ja, man kann es nicht genug bedauern, daß ohne Widerspruch die festen Bahnen der empirischen Forschung ohne weiteres verlassen werden, wenn mit Hilfe einer Art von grammatischen Geometriekünsten die Analogie in den Gedanken der Theoretiker ihre Purzelbäume schlägt, wie die Springer auf dem Schachbrett. Selbst bei großer Vorsicht ist es oft kaum möglich, nicht in diesen Fehler zu verfallen, der den Aufstellungen von sprachlichen Analogien den Stempel einer gewissen

Willkürlichkeit aufdrückt. Im folgenden soll nun versucht werden, anzudeuten, auf welche Weise diesen Mißständen bis zu einem gewissen Grade gesteuert werden kann. Am besten ist es natürlich, wenn wenigstens einige Daten vorliegen, welche uns in die Lage versetzen, den **geschichtlichen Entwicklungsgang,** den eine analogische Sprachveränderung einschlug, einigermaßen festzustellen.

So wird im altfranzösischen Passé défini die 3. Pers. sing. der A-Klasse auf *-at* gebildet; altfranzösisch: *chantat*, *amat* usw. Da wir wissen, daß lateinisch *cantavit*, *amavit* in der Sprache des Rolandsliedes oder des Chrestien v. Troyes sich niemals zu diesen faktisch überlieferten Formen entwickeln konnten, mußte man nach irgend einer Analogie suchen, nach der die betreffende Verbalform gebildet wurde. In lateinischen Inschriften bezeugen allerdings manche unregelmäßige Perfekta wie *dedicavt*, *laborait*, *pugnat*, *servit*, *expoleit* u. a. — vgl. Sommer, Hb. d. lat. Laut- u. Formenlehre[2] S. 564ff. —, daß schon in lateinischer Zeit die von der lat. Schriftsprache uns überlieferten Verbalformen nicht immer jene waren, welche der lateinische Umgangston faktisch gebrauchte, was uns nicht bloß durch das Französische, sondern durch sämtliche romanische Sprachen bestätigt wird. So entspricht das italienisch-spanische *cantò*, *amò* einem vlt. **cantaut*, **amaut*. Das provenzalische *cantet*, *amet* ist nach *perdet*, *vendet* ein sogenanntes *dedi*-Perfekt. Das rumänische *cântă*, *iurà* wird von Meyer-Lübke als eine Angleichung an die 1. Pers. pluralis **cântămŭ*, **iurămŭ* (heute *cantaram*, *iuraram*, von Tiktin: Rumänisches Elementarbuch S. 107, aber aus **juracimus* abgeleitet, während Densusianu: Histoire de la langue roumaine, Paris 1901, S. 152 die Frage überhaupt unbeantwortet läßt. Das sardische *narrait*, *kertait* neben *fforiccâtila* und *nuntricabila* führt Meyer-Lübke: Zur Kenntnis des Alt-logudoresischen, Sitzungsberichte der Wiener Akademie S. 45, Bd. 46, auf vlt. *laborait*, eventuell *pugnàt* zurück. Die französische Form hatte nun Suchier in Gröbers Grundriß I[1] S. 178 aus dem vlt. Typus *pucnat*

abzuleiten versucht, so daß in den romanischen Sprachen jede der drei belegten vlt. Varianten in geographisch differenzierten Gebieten fortleben würden, während die schriftlateinische Form durchwegs untergegangen wäre. Demgegenüber hatte aber Meyer-Lübke in seiner 'Historischen Grammatik der französischen Sprache' S. 239, Einspruch erhoben, da die vlt. Perfekta auf *-at* äußerst selten und nur in archaisierenden Texten wie z. B. bei Lucrez nachweisbar sind, während die Typen *cantaut* oder *cantait*, auf denen das Spanische, Italienische und Sardische aufbauten, gerade im Spätlatein ziemlich häufig vorkommen. Es wäre nun unwahrscheinlich, in einer Sprache, die unter allen romanischen Sprachen am wenigsten Residuen aus dem archaischen Latein nachweisen läßt, die Formen aus einer derartigen Analogie zu erklären, die für die spärlichen altsardischen Verbalformen eher in Anspruch genommen werden könnte.

Ganz anders stellt sich aber die Sachlage in dem Augenblick dar, in dem man in Betracht zieht, daß auch in einem spätlateinischen Text, der in Frankreich im 7. Jahrhundert n. Chr. niedergeschrieben wurde und ausgesprochen vulgarisierte Formen aufweist, in der Chronik des Fredegar, Perfekta *denumerat*, *iudicat* vorkommen. Da das altfrz. *chantat*, *amat* lautlich am besten aus einem im unmittelbaren Auslaut stehenden betonten *a* abgeleitet werden kann, kann kein Zweifel bestehen, daß die Fredegarschen Perfektformen mit den späteren altfranzösischen identisch sind und daß insoferne Suchier gegenüber Meyer-Lübke vollständig im Rechte war, derartige Perfektformen für das spätere Vulgärlatein Galliens anzunehmen.

22. Nicht immer sind wir in der glücklichen Lage, historische Zusammenhänge in den Analogiewirkungen, wie in diesem Falle, unmittelbar nachzuweisen und häufig genug müssen wir zu Rekonstruktionen greifen, deren Glaubwürdigkeit nur indirekt dargetan werden kann. Insoweit es sich um Flexionsformen handelt, kann ein einziges Argument als wirklich beweiskräftig für die Auf-

stellung einer Analogie gelten: **Die Anlehnung und Umbildung selten gebrauchter Flexionsformen an häufig angewendete.** Um auf den eben dargestellten Fall zurückzukommen, bleibt immer noch ein Punkt in der Beweisführung der historischen Grammatik dunkel, wenn schon der geschichtliche Verlauf der analogischen Umgestaltung als einigermaßen feststehend gelten kann. Wieso wäre gerade Nordfrankreich dazu gekommen, das klassisch-lateinische *iudicavit* auf Grund der archaisch lateinischen Formen in *iudicāt* umzuändern? Häufiger und früher als in der 3. Sing. wird eine ganz ähnliche Umgestaltung der 1. Plur. *celebravimus*, *speravimus* in *celebrāmus*, *sperāmus* nicht bloß bei Fredegar sondern auch bei Gregor von Tours u. a. nachgewiesen. Wollte man nun rein historisch vorgehen, so müßte man den Schluß ziehen, daß zunächst in der 1. Plur. *-avimus* = *amus*, und daß dann die 3. Sing. *-avit* an die 1. Plur. angelehnt und daher zu *-at* wurde. Dem steht aber entgegen, daß die 1. Plur. sehr selten, die 3. Sing. aber sehr häufig in Anwendung kommt, und eine analogische Übertragung seltener auf häufig gebrauchte Formen undenkbar erscheint. Darum hat Meyer-Lübke ganz richtig vermutet, daß nicht von der 1. Plur. auszugehen ist, sondern die 1. und 2. Sing. zunächst die 3. beeinflußte, und von dieser erst die 1. Plur. geformt wurde. Auch die Ursache, warum dieser Prozeß sich offenbar in anderer zeitlicher Reihenfolge abspielte, als die faktischen Belege uns bezeugen, können wir einigermaßen erraten. Über ein halbes Jahrtausend ist seit Lucrez, wahrscheinlich dem Letzten, der das archaische *inritāt* verwendet, verflossen, bis bei Gregor von Tours die ersten Anzeichen einer derartigen Flexionsbildung in Nordfrankreich neuerlich auftauchte. Der Zeitpunkt, in dem diese Wiedergeburt erfolgte, fällt mit dem Aufkommen des sogenannten periphrastischen Perfekts zusammen, so daß das Perfekt *iudicát* und *iudicatu(m) at (habet)*, die sich in ihren Bedeutungen so eng berühren, ja zunächst vielfach deckten, im 6. Jh. zum ersten Male nebeneinander gebraucht wur-

den. Ganz richtig hat Meyer-Lübke gemeint, daß *chantét at* (*cantatum habet*) das einfache Perfektum *chantat* für **chantaut*, das eigentlich zu erwarten wäre, nach sich zog. Da nun gerade in Nordfrankreich *cantatum habet* zuerst nachweisbar ist, und eine ausgesprochene Neigung des Nordfranzösischen auch weiterhin bestand, sich dieser Ausdrucksweise zu bedienen, so sind die Einwendungen, die man allenfalls erheben könnte, hinfällig. Nicht das altlateinische *pucnat* lebt im Altfranzösischen unmittelbar fort, sondern das Spätlatein Galliens hat eine Endung *-at* neu gebildet[1]. Indem das periphrastische Perfekt mit dem einfachen zu konkurrieren begann, wurden die *at*-Formen neu gebildet.

Interessant ist nun der Umstand, daß dasselbe wie in Nordfrankreich, sich auch in Rumänien zugetragen haben muß, wo die heutige Perfektform *cântă jură* weder aus *cantaut* noch aus *cantait* entstanden ist, vielmehr der Lautwandel *a* > *ă* die gleiche phonetische Grundlage aufweist wie in Nordfrankreich, da im Rumänischen ein betontes *a*

---

[1] Sowohl *chantat* als *chantames* zeigen im Altfranzösischen unregelmäßige Behandlung in lautlicher Hinsicht, da an ihrer Stelle **chantà* und **chantains* zu erwarten wäre. Die Schwierigkeiten verschwinden, wenn man annimmt, daß nach dem *a* der Endungen ein Konsonant gestanden hatte, am ehesten ein *v*, wie in *tiède*, *sade* für *tĕpidus* > **tievde*, *sapidus* > **savde*. Nehmen wir an, daß zur Zeit des Schwundes der Auslautvokale resp. der französischen Synkope von Mittelvokalen noch *cantavit*, *cantavimus* gesprochen wurde, so würde sich folgende Chronologie der betreffenden Endungen ergeben:

Ausgangspunkt

cantavit, *cantavimus*

später galloromanisch

cantav't, *cantav'mus*

Durch das Aufkommen des periphrastischen Perfekts *cantatu at* wird *cantavt* per analogiam zu *cantāt* dessen *t* mit jenem von *pieḍ*, *chanteṭ* usw., aber nicht zusammenfällt, sondern fest bleibt und seinerseits festes *t* in *at* vielfach nach sich zieht. Dem *cantāt* folgt *cantāmes*. Und diese ganze Entwicklung muß sich vor Gregor v. Tours abgespielt haben.

im unmittelbaren Auslaut zu *ă* wird, wie es im Französischen den Lautwandel von freiem *a* > *e* nicht mitmacht. Wir kennen in der romanischen Flexionslehre so manchen Fall, in welchem das Rumänische und das Nordfranzösische Übereinstimmungen aufweisen, die man früher auf eine gemeinsame vglt. Entwicklung zurückzuführen geneigt war, obwohl alle übrigen romanischen Sprachen in diesen Fällen beiseite stehen.

Wie man aber im Verlaufe der Zeit davon abgekommen ist, ein vlt. *valúi* wegen des altfrz. *valui*, rumänisch *crezúi* anzunehmen und die Übereinstimmung als eine zufällige in den beiden Sprachen vollständig unabhängig entwickelte erkannte, so müssen wir annehmen, daß auch aus dem vlt. *cantắt*, das in Nordfrankreich und in Rumänien der Ausgangspunkt für die romanische Entwicklung gewesen ist, in den beiden Ländern völlig selbständige und unabhängige Formen gebildet wurden. Es ist allerdings in beiden Sprachen das periphrastische Perfekt mit *habere* die gemeinsame Ursache für die Umgestaltung des einfachen Perfekts der 1. Konjugationsklasse gewesen, dies aber erst in einer Zeit, in der keinerlei Zusammenhang zwischen den beiden Sprachgebieten mehr bestand.

Wie sehr der syntaktische Gebrauch nach dem **Prinzip der syntaktischen Häufigkeit** die lautliche Gestalt der Flexionsformen beeinflussen konnte, können wir auf Schritt und Tritt in der romanischen Sprachgeschichte beobachten.

Wenn z. B. bei Chrestien die 2. P. Plur. des Futurs noch *recevroiz* lautet, während *habetis* stets mit *avez* und nie mit *avoiz* wiedergegeben wird, so ist dies syntaktisch vollständig erklärlich. Schon lange vor Chrestien wurde die 2. P. Plur. der Verba der 2. u. 3. Konjugationsklasse, die eigentlich *-eits*, später *-oiz* lauten sollte, scheinbar nach der 1. Konjugationsklasse abgeändert, so daß wir nur mehr Spuren der ursprünglichen Unterscheidung der Flexionstypen in diesem Falle im Altfranzösischen nachweisen können.

Obwohl die Verba der A-Klasse viel zahlreicher sind als die der 2. und 3. Klasse, so kann dieser Umstand doch nicht genügen, um diese analogische Übertragung zu erklären, denn die wenigen Verba der 2. Konjugationsklasse sind in der Mehrzahl sogenannte modale Verba (*avoir*, *savoir*, *devoir*, *voloir* usw.), die eine ungemein häufige Verwendung finden, und deren Verbalformen daher im Sprachbewußtsein des Altfranzösischen feststehen mußten. In der Tat hat nicht *chantez*, *amez* die Form *avez*, *volez* hervorgerufen, sondern das syntaktische Eintreten des Konjunktivs an die Stelle des Imperativs und vielfach des Indikativs in Wunsch-, Aufforderungs- und abhängigen Sätzen hat zunächst die Konjunktive *aiiez*, *voliez*, *devietz* (*habeatis*, **voleatis* usw.) über die Indikative den Sieg davon tragen lassen, so daß der Indikativ dem Konjunktiv angepaßt wurde. Nur im Futurum, das selbst vielfach in modaler Verwendung stand und sowohl in Hauptsätzen als auch der hypothetischen Periode und in anderen Konstruktionen neben dem Konjunktiv seine unabhängige Brauchbarkeit behauptete, blieb die alte, vom Konjunktiv unbeeinflußte Form länger in Gebrauch, was die Sprache Chrestiens getreu wiederspiegelt.

Die 1. P. Plur. des Konjunktivs hatte im Altfranzösischen den umgekehrten Weg genommen, indem hier der Indikativ resp. richtiger der Imperativ die Konjunktivform allmählich absorbierte. In den normannischen Denkmälern, wo sich der Prozeß der analogischen Umgestaltung bei der 2. P. Plur. viel rascher vollzog als im Ostfranzösischen, ist das Gleiche auch bei der 1. Plur. eingetreten, während im Ostfranzösischen umgekehrt *chantiiens*, *amiiens* als Konjunktivformen sich länger behauptete und in der Zeit, da *chanteroiz*, *ameroiz* der altfrz. Klasse schließlich doch dem westlichen *chanterez*, *amerez* unterlag, eine teilweise Umgestaltung im Sinne des Indikativs erfuhr, und zu jenem *chantiions*, *amiions* variiert wurde (vgl. Brunot, Hist. d. l. long. frç. I 437), das die Grundlage für die neufranzösischen Konjugationsformen abgibt.

23. Neben der absoluten Häufigkeit im syntaktischen Gebrauch wirkte aber auch ein anderes Moment in der Sprachgeschichte fördernd auf analogische Umgestaltungen ein. Die romanischen Sprachen haben im allgemeinen die Neigung, die Anlaute der Wörter unverändert zu bewahren und in den Wortauslauten mehr oder weniger ausgedehnte Abschwächungen von Vokalen und Konsonanten vorzunehmen. Am weitesten schritt in dieser Hinsicht das Französische vor, während als das entgegengesetzte Extrem das Sardische zu gelten hat, das nicht bloß die lateinischen Auslaute getreu bewahrt, sondern sogar umgekehrt die Anlaute der Worte dem Auslaut zu Liebe im Satz verändert, eine Erscheinung, an der übrigens auch unteritalienische Mundarten teilnehmen. Diese Tendenz in der lautlichen Entwicklung hat nun die romanische Flexion im weitesten Umfang beeinflußt, da sowohl die Konjugations- als die Deklinationszeichen, die die syntaktischen Funktionen der einzelnen Wortformen bestimmen, schon im Lateinischen durchwegs im Wortauslaut standen. Durch lautliche Abänderungen geschieht es nun, daß der syntaktische Wert irgendeiner Wortform allmählich undeutlich wurde, und nun zu analogen Übertragungen solcher Flexionsendungen Anlaß gab, welche der lautlichen Umgestaltung der betreffenden Auslautgesetze besser Widerstand zu leisten vermochte. Man könnte diese Klasse als **„Analogie infolge syntaktischer Undeutlichkeit“** bezeichnen. Namentlich die Deklination ist reich an Beispielen dieser Art. Schon sehr früh war in allen romanischen Sprachen das auslautende lateinische *m* und im Italienischen und Rumänischen außerdem auch das auslautende *s* verstummt; infolgedessen konnten die romanischen Sprachen zwischen *rosa* und *rosam*, das Italienische und Rumänische auch zwischen *bonus* und *bonum* formell nicht unterscheiden.

In allen romanischen Sprachen unterblieb darum im Singular der a-Feminina jede äußere Unterscheidung zwischen Nominativ und Akkusativ. Im Plural hat sich das gleiche Verhältnis entwickelt, indem im Italienischen der Nom.

rose = lat. lat. *rosae* auch für den Akk. eintrat, während im Französischen und Spanischen umgekehrt die Akk. *roses* resp. *rosas* die alten Nominative verdrängten. Es wäre nun ungenau, wenn man sich eine analogische Wirkung in der formalistischen Auffassung vorstellen wollte, daß deswegen, weil der Sing. die Kasuszeichen verloren hat auch im Plur. eine Kasusunterscheidung unterbleiben mußte. Insbesondere für das Altfranzösische und Altprovenzalische, welche beim Maskulinum über eine so hoch ausgebildete Zweikasusrektum verfügten, bleibt es unverständlich, warum nur bei den Mask. das Bedürfnis bestand, Nom. und Akk. zu unterscheiden, während die Feminina auch in solchen Fällen den Nom. an den Akk. anglichen, wo die lautliche Sprachentwicklung eine Unterscheidung der beiden Kasusformen sehr wohl zugelassen hätte. Z. B. lat. *navis*, Akk.: *navem*, altfrz. *nef*, in beiden Fällen, da die Nominativform *nes*, die seit dem 12. Jahrhundert im Nordfranzösischen allerdings eine große Rolle spielte, nicht direkt auf lateinisch *navis* zurückgehen dürfte, sondern erst sekundär aus dem alten Nom. *nef* gebildet ist (vgl. Schwan-Behrens § 300).

Der Grammatiker, der sich die Paradigmen fein säuberlich nebeneinander schreibt, mag sich mitunter Analogienwirkungen zurechtlegen, die er auf Grund einer gewissen formalen Geometrie aufstellte und die in der Grammatik als sogenannter Systemzwang bezeichnet werden. Das Volk aber, welches die Formen stets nur in zusammenhängender Rede gebraucht, ist sich eines solchen Systemzwanges nur in den allerseltensten Fällen bewußt und wenn er auch manchmal aus analogischen Beeinflussungen resultiert (vgl. § 20), so tritt er sicher doch nur in jenen Fällen ein, in denen der syntaktische Gebrauch die Ausbildung eines Formensystems begünstigt, wird aber in jenen anderen unterbleiben, in denen, wie hier, eher ein syntaktisches Bedürfnis besteht, die einzelnen Wortformen zu differenzieren, als sie einander gleich zu machen. Daß kein syntaktisches Bedürfnis bestand, die

Nom. und Akk. der Feminina einander gleich zu machen, erhellt schon aus dem Umstand, daß im Italienischen der Nom. das Übergewicht erlangte, während im Französischen und Spanischen es umgekehrt der Akkusativ ist, der ja überhaupt namentlich seit dem Ausgang des Mittelalters die lateinischen Nominativformen aus dem Sprachgebrauch mehr und mehr verdrängte. Es muß daher ein besonderer Grund vorgelegen haben, dem an sich syntaktisch weniger widerstandsfähigen Nominativ *rose* in Italien zur Alleinherrschaft zu verhelfen. Wieso dies gekommen ist, kann man sich wohl in folgender Weise vorstellen: Die Auslautsilbe *-as* ist im Ital. ziemlich frühzeitig zu *-es* verändert worden, woraus schließlich ital. *-i* wurde. Latein. *cantas* — später **cantes*, heute *canti*. Dieser Lautwandel *-as -es* muß stattgefunden haben, bevor noch das auslautende *-s* vollständig verstummt war, da es gerade der Auslautkonsonant ist, der vermutlich den Lautwert eines *š* oder χ annahm, bevor er verstummte, und welcher die palatalere Aussprache des Vokals bedingte. In der gleichen Weise wurde *-ēs* → *i*; *florēs* — it. *fiori* und im Westladinischen scheint sogar *-os* und *-us* über *-es* zu heutigem *-s* sich entwickelt zu haben. Vgl. Z. f. r. Ph. Bd. 39, p. 10ff.

Aus verschiedenen Anzeichen müssen wir weiters schließen, daß der Schwund des auslautenden *-s* im Italienischen, der sicher vor dem 7. Jh. durchgeführt wurde, keine einmalige und plötzliche Lautveränderung gewesen ist, sondern unter Fortsetzung altlateinischer Sprachgewohnheiten in erster Linie von der Stellung der Worte im Satz abhängig war, weshalb man anzunehmen hätte, daß der Akk. *rosas* zunächst zwei Formen entwickelte, eine mit erhaltenem *s*, *roses* und eine ohne solches, *rose*. Diese zweite Form fällt natürlich mit dem Nom. lautlich zusammen, so daß neben der Einheitsform *rosa*, *rosa* des Singulars im Plur. eine Form *rose* sich entwickelte, die stets für den Nom., vielfach aber auch für den Akk. gebildet wurde, woneben eine zweite Form *roses* verhältnis-

mäßig seltener in Verwendung stand. Unter diesen Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Form *rose* fast zur Alleinherrschaft gelangte und die Form *roses* mehr und mehr an Boden verlor, so daß ihre lautlichen Reflexe in verhältnismäßig seltenen Fällen vorliegen *far bocchi*, *Piantragni* (*planum intra vineas*) (Meyer-Lübke, It. Grammatik, § 106).

Anders liegen die Dinge in Spanien, wo das auslautende *-s* erhalten blieb und daher eine lautliche Verwechslung zwischen *rose* und *rosas* nie eintreten konnte. Um den analogen Vorgang hier zu begreifen, dürfen wir uns wieder nicht mit der Aufstellung grammatischer Schemen begnügen, sondern müssen im Gegenteil die verschiedenen Deklinationsformen, die in ununterbrochenem Kontakt untereinander standen, kombinieren, da insbesondere das Streben nach Koordination zwischen Nomen und Prädikatsnomen und Attribut ein starker Hebel bei analogischen Angleichungen der einzelnen Formen gewesen ist. — Im Vglt. möge etwa folgende Aussprache in Spanien bestanden haben:

Sing.	Plur.
I. *Filia bona est amata*	I. *Filie bone sunt amate*
II. *Filius bonus est amatus*	II. *Fili boni sunt amati*
III. *Matre bona est amata*	III. *Matres bone sunt amate*
IV. *Patre bonus est amatus*	IV. *Patres boni sunt amati*
V. *Amo filia bona*	V. *Amo filias bonas*
VI. *Amo filiu bonu*	VI. *Amo filios bonos*
VII. *Amo matre bona*	VII. *Amo matres bonas*
VIII. *Amo patre bonu*	VIII. *Amo patres bonos*

Man sieht sofort, daß nur in II. und IV. im Sing. Nom. Formen auf *-s* endigen, während im Plur. in III und IV je eine Form, in V VI VII VIII ausschließlich die Endung *-s* vorliegt. Das Subjekt in I, III und IV war mit dem Objekt in V, VII und VIII gleichlautend, da das Substantiv nur in II eine Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt zuließ, während das Attribut und das Prädikatnomen dies

allerdings in weiterem Umfange taten, aber dann ihre lautliche Konkordanz mit dem Subjekt nicht zum Ausdruck bringen konnte.

Da nun das spanische Latein die ausgesprochene Neigung sehr frühzeitig besaß, die lateinischen Kasusformen durch präpositionelle Umschreibungen syntaktisch zu verdeutlichen (vgl. S. 42), während dies z. B. im Französischen weit weniger der Fall gewesen ist, war das Bedürfnis gerade hier viel geringer, dem Subjekt eine besondere lautliche Charakterisierung zu geben und die Durchführung einer einheitlichen Form *filiu* im Nom. konnte gerade hier bewerkstelligt werden, während das präpositionsarme gallische Latein in dieser Hinsicht andere Wege wandelte. Es ist sehr wohl möglich, daß die Attribute und Prädikatsnomina in dieser Hinsicht vielleicht vorausgingen, und daß man *patre bonu est amatu* früher sagte, bevor auch im Nom. *filiu* an der Stelle von *filius* üblich war.

Ebenso mag auch im Plur. ein Subjekt *matres bonas* und *patres bonos* an die Stelle von *matres bonae* und *patres boni* getreten sein, ehe ein Nom. *filias bonas sunt amatas* und *filios bonos sunt amatos* volkstümlich wurde.

Wie sich dieser Prozeß faktisch vollzog, können wir leider an der Hand der lateinischen Texte nicht beobachten, da die Kenntnis der lateinischen Deklination so elementarer Natur ist, daß selbst in den verwildertsten spätlateinischen Texten vor der Völkerwanderung kaum Spuren von Verstößen gegen die grammatischen Regeln beobachtet werden können. Als aber die Völkerwanderung eintrat, war der ganze Prozeß offenbar schon ziemlich weit vorgeschritten. Wir sind also lediglich auf Vermutungen angewiesen Das Prinzip, nach dem wir die spanische Analogie zu orientieren haben, ist einerseits das Präponderieren der präpositionalen Konstruktionen, wodurch der syntaktische Wert der Kasuszeichen sehr stark herabgemindert war, während andrerseits die Unterscheidung der Genera in der syntaktischen Konkordanz eine große Rolle spielte.

In Frankreich bestand umgekehrt eine weit geringere Neigung zu präpositionellen Umschreibungen, infolge dessen das gallische Latein sich bemühte, die Kasuskennzeichen möglichst aufrecht zu erhalten, während andererseits die lautliche Entwicklung einer Verwischung der Genusbezeichnungen stark vorarbeitete. Im Gegensatz zu Spanien waren nämlich in Frankreich die Auslautsvokale schon zu Beginn der Völkerwanderung stark abgeschwächt und neigten zum vollständigen Schwund.

Im Altprovenzalischen würden daher die obigen Sätze ungefähr in folgender Weise wiederzugeben sein:

Sing.	Plur.
I. *Filha bona es amada*	I. **Filh *bon son *amat*
II. *filz bons es amatz*	II. *filh bon son amat*
III. *maire bona es amada*	III. *maires *bon son *amat*
IV. *paire bons es amatz*	IV. *paires bon son amat*
V. *am la filha bona*	V. *am las filhas bonas*
VI. *am lo filh bon*	VI. *am los filz bons*
VII. *am la maire bona*	VII. *am las maires bonas*
VIII. *am lo paire bon*	VIII. *am los paires bons*

Während im Sing. die beiden Genera durchwegs auseinander gehalten sind, würden im Plur., wie man sieht, die Nominative eine Unterscheidung zwischen Maskulinum und Femininum nicht mehr zugelassen haben; dies aufrecht zu erhalten, verlangte aber die Konkordanz, welche etwa zunächst den Satz III in *maires bonas son amadas* verwandelte und ihm die Substantiva im Satz I wahrscheinlich folgen ließ.

So zeigen sich die analogischen Vorgänge, welche den Untergang der lateinischen Kasusformen im Femininum in den drei romanischen Sprachen bedingten, als recht verschiedenartiger Natur. Während im Italienischen lediglich das Prinzip der Häufigkeit die analogische Veränderung verursachte, sehen wir im Spanischen und im Französischen die syntaktische Undeutlichkeit als wesentlichen Faktor in die Analogiebildung eingreifen. Im Spanischen drückt die Übertragung der Kasusbezeichnungen auf die Präpositionen

den Wert der Flexionsendungen so sehr herab, daß die Akkusative die Rolle der Nominative übernehmen können, oder, mit anderen Worten, die syntaktische Undeutlichkeit der Kasusformen begünstigt die Analogie. Im Französischen befördert umgekehrt das Bestreben, syntaktische Undeutlichkeiten in der Kasusbezeichnung zu vermeiden, die analogische Verschiebung hinsichtlich der Genusformen.

24. Nahe verwandt mit diesen Erscheinungen sind analogische Veränderungen, welche ich als solche auf Grund **syntaktischer Abnützung** bezeichnen möchte. Namentlich die Pronomina, Adverbia und Konjuktionen waren schon im Spätlatein der syntaktischen Abnützung im hohen Grade unterworfen und viele Veränderungen, die wir gerade in diesen Formen als nicht lautlicher Natur erkennen, lassen sich aus diesem Umstande deuten. Wenn z. B. in den westromanischen Schriftsprachen die Konjunktion frz. span. *que* ital. *che* als eine Art Einheitsform für die meisten Nebensätze zur Herrschaft gelangt ist, so müssen analogische Vorgänge beteiligt gewesen sein, welche die Vereinheitlichung dieser Form bewirkten, denn wir wissen, daß im Spätlatein die Formen *quem*, *quam*, *quid* und *quia* zusammengewirkt haben, um die älteren lateinischen Konjunktionen *cum*, *ut*, *donec*, später *quod* aus der Volkssprache zu verdrängen. Von jenen mußte *quia* von Rechts wegen mit *via* oder *mea* assonieren, *quem* sollte dieselben Resultate wie *rem* ergeben und ebenso sollte in *quam* der auslautende Nasal erhalten bleiben. Bei diesen dürfen wir mit Recht die tonlose Stellung für den Gebrauch der nasallosen Formen verantwortlich machen, der auch die Entlabialisierung des *qu* zugeschrieben werden kann. Auch dann könnte aber *quam* höchstens zu *qua*, resp. *ka* werden und der Vokal in *quia* bliebe nach wie vor ein Rätsel. Allerdings ist außerdem noch zu bedenken, daß die Possessivpronomina in tonloser Stellung schon in vulgärlateinischer Zeit den Endungsvokal auf Kosten des Stammvokals bevorzugten, woraus sich franz. *sa* für *sua*, *ma* für *mea* u. a. m. ergab.

Übertragen wir diese Lautentwicklung auf *quia*, so konnte auch analog eine Form *ka* daraus hervorgehen, welche sowohl im Französischen als auch im Italienischen und Spanischen keine weitere Veränderung erlitten haben sollte.

Tatsächlich ist im Unteritalienischen und im Rumänischen eine solche Konjunktion *ca* nachweisbar, während in den anderen romanischen Sprachen das einfache *que* (*ke*) an ihre Stelle getreten ist. Der Vorgang kann nicht syntaktischer Natur gewesen sein, da gerade *quia* eine besonders große Rolle bei der syntaktischen Verdrängung jener Konjunktion *quod* spielte, die im Spätlatein auf Kosten des Acc. c. inf. und anderer Konstruktionen geradezu dominierte. Wir müssen vielmehr annehmen, daß mit dem Untergang der verschiedenen Konj.-Formen, vermöge deren das Latein ursprünglich mit Hilfe von *ut*, *cum*, *quin* die einzelnen Kategorien von Nebensätzen auseinanderhielt, das Bedürfnis verloren ging, die wenigen erübrigenden Konjunktionsformen lautlich zu differenzieren.

Die Konjunktion hatte im Urromanischen nur die eine syntaktische Bedeutung, daß sie anzeigte, daß überhaupt ein abhängiger Satz mit irgendeinem Hauptsatz in Verbindung zu bringen ist und die Art der Abhängigkeit nötigenfalls durch ein beigefügtes Adverb *quando*, *quomodo*, *sic* oder eine Präposition, wie *pro* näher spezifiziert. Die Konjunktion war eine zu abgenützte Münze, als daß man auf ihr Gepräge Wert gelegt hätte, und so wurde aus diesem Grunde ein einheitliches *que* auf diesem Wege verallgemeinert. Auf ganz ähnliche Weise erklärt sich die spätlateinische Nominativform *illus* für *ille*, der Untergang des Femininums im Relativpronomen, die Vermengung des Relativums und Interrogativums usw. Mitunter spielt das Prinzip der Abnützung auf indirektem Wege in die Analogiebildung herein. Die unmittelbare Folge der syntaktischen Abnützung ist in der Regel der **syntaktische Pleonasmus.** Wenn *eccum ille* oder *ecce ille* die Funktion von lat. *ille* in weitestem Umfang übernehmen mußte (ital. *quello*, frz. *cel*, span. *aquel*), so liegt ein Pleonasmus vor, indem

das Demonstrativum *ille* verstärkend *eccum* benötigte, da die hinweisende Kraft von *ille* allein zu schwach geworden war, um vom Redenden in entsprechender Weise erfaßt zu werden. Wenn im Italienischen neben *colui*, *costui* auch *così*, *cotale cotanto*, im Prov. neben *aissel*, *aissi* (*acsì*) *aital*, *aitan* gebildet wird, so ist es müßig, die Frage aufzuwerfen, ob in diesen Verbindungen, in denen ein Demonstrativum *eccum* nicht so leicht erklärt werden kann, ein anderes Etymon, etwa lateinisch *aeque*, wie man vermutet hat, verborgen sei. Wir können in diesen Bildungen nichts anderes erkennen als eine analogische Erweiterung an sich pleonastischer Formen, in denen eine Vorsilbe *co-* oder *ai-* zu dem Pronomen hinzutritt, ohne daß auch der Sinn eines Demonstratiums damit verbunden wäre.

Noch auffälliger ist in dieser Hinsicht die einheitliche Entwicklung der frz. Bejahungsformel. Unter den verschiedenen Adverbien, welche als selbständig bejahende Satzäquivalente seit dem Lateinischen in Verwendung stehen, hatte auf frz. Boden das lateinische *hoc* den Sieg davongetragen und wird im Provenzalischen andauernd als einfache Bejahungsformel bewahrt.

Sowohl im Französischen als im Provenzalischen war aber die Beziehung, die das Adverb zum bejahten Satz hatte, eine viel zu lockere, als daß sie für alle Fälle der Bejahung genügt hätte, weshalb mit Vorliebe nach lat. Sprachgewohnheit ein Hinweis, sei es auf das Verbum, sei es auf ein Nomen (und zwar dann in der Regel auf das Subjekt, mitunter allerdings auch auf ein Objekt), hinzugefügt wird.

Besonders häufig resultiert die Bejahung *o je*, *o tu*, *o il*, die aber infolge des pleonastischen Gebrauches dieser Pronomina, ihren eigentlichen Sinn sehr bald einbüßten, so daß *oil* auch dann eintreten konnte, wenn die erste oder zweite Person in Frage zu kommen hatte.

Eine besonders große Rolle spielt der Pleonasmus in der Analogiebildung bei der **analogischen Übertragung von Suffixen** als sogenannte **Suffixhäufung**. Wenn z. B. im

Französischen der Maikäfer als *hanneton*, der Zaunkönig als *roitelet* bezeichnet wird, so sehen wir, daß die einfachen Diminutiva *hannet* < _*han_ (= dtsch. *Hahn*), *roitel* < *roi* (= lt. *rege*) zur Bezeichnung der Winzigkeit der Objekte noch nicht genügten und daß ein weiteres Diminutivum in pleonastischer Weise hinzutreten mußte. So entstehen die neuen Suffixe *-eton* und *-elet*, welche auch dann Anwendung finden, wenn eine besondere Kennzeichnung der Kleinheit des Objektes gar nicht nötig ist. Ein Stück Tuch, das als *drapelet* bezeichnet wird, ist als Diminutivum für die Sprachempfindung nicht stärker charakterisiert, als die einfacheren Zusammensetzungen *drapel* oder *platel*, *montel* usw. es sind.

25. Allen diesen Klassen von verschiedenen Analogiebildungen ist ein wichtiger Faktor gemeinsam: die **Homophonie.** Bei der großen Anzahl von Worten und Wortformen, die sich die einzelnen Glieder einer Sprachgemeinschaft im Verlaufe der Zeit anzueignen genötigt sind, ersteht daraus für das Gedächtnis keine geringe Belastung und unwillkürlich suchen sich die Menschen diese Gedächtnisarbeit nach Möglichkeit zu erleichtern. Wenn ein Wort an ein anderes anklingt, ein Funktionszeichen mit einem anderen eine gewisse Ähnlichkeit hat, so werden sie leichter behalten. Ungewöhnliche Bildungen sind der Gefahr, in Vergessenheit zu geraten, stärker ausgesetzt. Es ist gewiß kein Zufall, daß z. B. von den germanischen Worten, welche die erobernden Völker bei den Romanen einführten, vielfach gerade solche das romanische Bürgerrecht erlangten, welche in ihrer äußeren Form an lateinische Ausdrücke erinnerten, die auch in der Bedeutung nicht allzu fern lagen. Eingehend hat sich mit dieser Erscheinung Max Müller beschäftigt, K.s Z. f. v. Sprachforschung, Bd. 5, S. 11 ff. Ja, man kann noch weiter gehen und geradezu behaupten, daß der Ausbau der Formengebung irgendeiner Sprache in erster Linie auf der Homophonie beruht, da diese es ist, welche die Verwendung von Flexionszeichen ermöglicht. Wenn z. B. im Französischen alle Verba in der ersten

Pers. Plur. des Indikativs auf *-ons* endigen, so hat das Streben nach Homophonie diese Verallgemeinerung hervorgerufen. Mitunter aber wirkt das gleiche Prinzip, das in dem einen Fall angestrebt wird, in einem andern retardierend, ja verhindernd auf irgend eine Sprachform. Nämlich dann, wenn eine Verwechslung, die aus der Homophonie resultieren könnte, vermieden werden soll. Wir haben also zunächst zu unterscheiden, ob die **Homophonie angestrebt oder vermieden** wird und dementsprechend analogische Vorgänge zu beurteilen. Im Ital. existiert z. B. ein Verbum *dileggiare* = „hänseln, verspotten", das man in verschiedener Weise etymologisch zu deuten versucht hat. Meyer-Lübke rechnet es unter Vorbehalt zu **deridiare* und meint, das lat. Wort *gaudium* hätte im Wege der angestrebten Homophonie ein lat. **deridium* nach sich gezogen und zu diesem wäre wiederum ein Verbum **deridiare* gebildet worden. Die begriffliche Verwandtschaft mit *dilettare* mußte dann eine Kontamination *diriggiare* + *dilettare* zu *dileggiare* erzeugt haben, da die nicht kontaminierte Form wieder an *diriggere* zu sehr angeklungen hätte, das begrifflich seinerseits doch fern lag. So hätten wir hier das befördernde und behindernde Moment der Analogie zu gleicher Zeit. Die formelle Annäherung eines Wortes an einen fernliegenden Begriff ist vermieden und die Anpassung an ein begrifflich näherstehendes Wort befördert worden. Die allezeit rege Neigung, homophone Analogien zu schaffen, bleibt aber dabei nicht stehen. In der älteren Zeit, so in der Chronik der Villanis und anderwärts, sehen wir eine eigentümliche Begriffsverschiebung dieser Worte. Alberto und Mastino della Scala werden z. B. als *uomini felli e dileggiati* bezeichnet, d. h. außerhalb des Gesetzes stehend oder sich stellend. Es ist ganz klar, daß eine volksetymologische Umdeutung des Wortes hier stattfindet, indem der Begriff *legge* mit dem Präfix *di-* zur Vorstellung: „das Gesetz übertreten", „über das Gesetz hinausschreiten" führt. In der Tat sind die Begriffe des Verspottens und des „Sichüberhebens" nahe verwandt und Überhebung ist

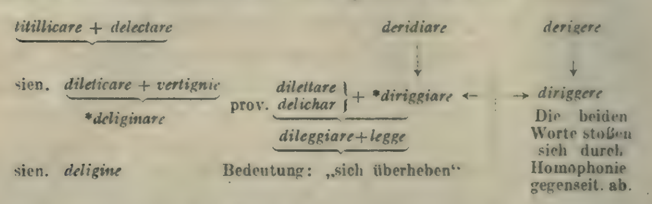
ihrerseits ein Überschreiten der durch die Gesetze gezogenen Schranken.

Wenn der Toskane das Sprichwort gebraucht: *Chi vince non dileggi, chi perde non s' adiri*, so können wir das im Deutschen nur richtig mit den Worten wiedergeben: „Wer siegt, möge sich nicht überheben, wer unterliegt, möge sich nicht erzürnen."

Aber die Sprache ging in ihrer schöpferischen Tätigkeit noch weiter. Im Sienesischen existiert ein Eigenschaftswort *deligine* mit der Bedeutung: schwach, schwächlich. Auch dieses Wort muß mit *dileggiare* etymologisch zusammenhängen, da es weder mit *diligente* noch mit *deliquare* oder *deligere* (vgl. Meyer-Lübke, Etym. Wtb.) in Zusammenhang gebracht werden kann. In derselben Mundart wird statt des in Italien verbreiteten *solleticare* = kitzeln die Form *dilleticare* verwendet, ein Wort, das von lat. *titillicare* abstammend, ebenfalls auf volkstümlichem Wege mit *dilettare* in Kontamination gebracht worden war. Nun können wir in den Mundarten Italiens und anderwärts häufig beobachten, daß die Begriffe 'schwach', 'Schwächling', 'Entkräftung' von Worten ausgebildet sind, die ursprünglich 'kitzeln', 'zum Lachen bringen' bedeuten, ein Zusammenhang, der ohne weiteres verständlich wird. Dieses *dilleticare* scheint dann seinerseits mit *dileggiare* wieder kontaminiert worden zu sein und scheint unter Mitwirkung von *vertigine* = Schwindel, *lolligine* = 'Schwächling', eine Bildung von *lolium*, eigentlich 'Taumel' bedeutend, ein Zeitwort **deliginare* nach sich gezogen zu haben, das selbst zwar, so weit ich sehe, nirgends gebucht erscheint, das aber vorausgesetzt werden muß, um das Eigenschaftswort *deligine* ableiten zu können.

Komplizierter würde dieses Ineinandergreifen begriffsverwandter Wortformen noch werden, wenn wir nachweisen könnten, daß der provenzalische Einfluß auch in diese Wortgruppe herübergegriffen hat. Die prov. Form für *delectare* lautet *delichar*, wodurch die lautliche Ähnlichkeit

mit dem hypothetischen *deriggiare* und mit *vertigine* noch größer wird. Es ist sehr gut möglich, daß tatsächlich auch dieser Umstand befördernd eingewirkt hat.



Auf Schritt und Tritt begegnen wir ähnlichen Spuren homophonen Zusammenhangs verschiedener Worte und insbesondere muß anerkannt werden, daß es ein Verdienst Gilliérons ist, auf manchen derartigen Fall aufmerksam gemacht zu haben.

26. Eine notwendige Voraussetzung für die Entstehung von Analogien ist die häufige Vereinigung der die Analogie hervorrufenden Formen in einem einzigen Sprechakt. Und dies ist selbstverständlich, da die Veränderung in den Wortbildern nur dann vor sich gehen kann, wenn die Erinnerung Zeit und Gelegenheit findet, die verändernden Wortbilder mit den veränderten gleichzeitig zu reproduzieren. Dieser Fall tritt sehr häufig in der Weise ein, daß **begriffsverwandte Ausdrücke** der analogischen Beeinflussung zugeführt werden, und hier haben wir wieder zwischen **verwandten Begriffen** im engeren Sinne und zwischen **kontrastierenden Begriffen** zu unterscheiden.

Wenn z. B. im Französischen von *vivere* die unregelmäßigen Perfekt- und Partizipformen *vesqui*, *vescut* gebildet werden, so kann kein Zweifel bestehen, daß die begriffliche Verwandtschaft mit *nasqui*, *nascut* den Ausgangspunkt gebildet hat und zwar war zunächst neben *natus*, altfrz. *nẹt* ein analogisches **nascutus* namentlich im Normannischen entstanden, da die einfache Form *né* syntaktisch zu undeutlich geworden war. Außerdem hätte das Pfkt. *vixi* in Altfrz. **vis* ergeben sollen. Da das auslau-

tende *-s* vor stimmhaftem Konsonant, besonders Liquida frühzeitig verstummt war, mußte abermals die Homophonie eines derartigen **vi(s)* mit dem Perfekt *vi(vidi)* die Sprache dazu drängen, eine Distinktion für die beiden Perfektformen zu suchen. Interessant ist der weitere Zusammenhang dieser Perfekta und Partizipia mit den entsprechenden Flexionsformen der begrifflich verwandten Ausdrücke *cresco* und *pasco*. Im Südosten von Frankreich ist **vivutus* das für *victus* eingetreten, außerdem **crescutus* für *cretus*, **pascutus* für *pastus*. Im Provenzalischen und Westfranzösischen, wo die Formen **viscutus* und **nascutus* sich eingelebt haben, ist das Part. von *cresco* und *pasco* aus dem Infinitiv als schwache *-utus*-Bildung neugeformt worden, daher hier *creissut*, *paissut* mehr oder weniger weit verbreitet sind. Im übrigen Frankreich ist das Perfekt *crevi* erhalten geblieben (afrz. *crui*), und nicht einmal der lautliche Zusammenfall mit dem Perfekt von *credere* konnte die Festigkeit dieser Form erschüttern. Es wurde vielmehr von ihr aus einerseits das Part. *crëu* neugebildet, andererseits Perfekt und Part. von *pasco* ihm angeglichen. Wir sehen mithin, daß die Einflußsphäre von *nasco* sich zwar auf *vivo*, nicht aber auf *cresco* und *pasco* erstreckte. Um dies zu verstehen, haben wir zu beachten, daß das Wort *naistre* fast nur von Menschen oder in übertragener Bedeutung Verwendung findet, während man von den Tieren wohl häufig vom Gebären (*parturio*) spricht (ebenso wie *cresco* und *pasco* volkstümliche Worte sind), aber selten vom Geborenwerden (*nascor*). Während ersteres ein ausgesprochen volkstümliches Wort ist, gehört *naistre* mehr oder weniger der Sprache der Gebildeten an, insbesondere der Kirche, wo auch vornehmlich von Leben und Tod die Rede ist. So kam es, daß die tatsächlich begrifflich so nahestehenden Worte infolge ihrer sozialen Schichtung sich gegenseitig nicht beeinflussen konnten[1].

[1] Man spricht vielfach von **Volksetymologien** — worunter Analogien infolge von Begriffsverwandtschaft zu verstehen sind — weil man den sozial niedrigstehenden Schichten eine stärkere

Was die Analogiewirkung bei **kontrastierenden** Begriffen betrifft, so sind die Umbildungen von *gravis* in **grĕvis* nach *levis*, von lat. *nuptia* in **noptia* nach **nora* u. v. a. längst bekannt. Es ist gewiß auch kein Zufall, daß in allen romanischen Sprachen gerade von *fel* und *mel* ausschließlich die Nominativformen fortleben: it. *fiele*, *miele*, franz. *fiel*, *miel* usw., während doch die Akkusative im Latein. ein *ll* haben: *fellem*, *mellem*, und infolgedessen im Romanischen die Behandlung des Tonvokals wie in Position stehend, zu erwarten wäre. Wenn man aber bedenkt, daß gerade diese beiden Worte im Lateinischen häufig miteinander kontrastierend verbunden werden, *fel et mel* als Inbegriff der Bitternis und Süßigkeit, so verstehen wir, daß einerseits infolge ihrer sprichwörtlichen Geltung gerade die Nominative vorwalten und andererseits dieses Wortpaar eine meist unzertrennliche Zwillingsbildung aufweist.

Neben der begrifflichen Verwandtschaft kann aber auch die **verwandte Funktion** zu Analogiebildungen Anlaß geben, indem in dem Augenblick, wo ein bestimmtes Funktionszeichen Anwendung findet, alle aus anderen Konstruktionen stammenden Funktionsbilder im Gedächtnis auftauchen, welche als verändernde Faktoren nun wirksam werden. Wenn z. B. *illi* in *illui* umgebildet wird, so dürften die Wendungen *illi cui* oder *huic et illi* den Ausgangspunkt gegeben haben. Wenn dann später diesem *illui* ein Femininum *illęi* folgte, so muß der Dativ der *a*-Deklination *illae* bei der Neubildung der Form vorgeschwebt haben, welcher Grundform der Auslaut von *illui* darum angehängt wurde, weil

---

Neigung zu analogischen Veränderungen zuschreibt. Das ist nicht ganz exakt, da der Gebildete ebenso geneigt ist, einen ihm ungeläufigen Dialektausdruck zu verballhornen wie das „Volk" die ihm wenig vertrauten Schriftausdrücke analogisch entstellt. Da aber immerhin bedeutend mehr Worte von den oberen Klassen den unteren Bevölkerungsschichten zuströmen als umgekehrt, ist es in vielen Fällen tatsächlich angebracht, von Volksetymologien, wenn auch mit obiger Einschränkung, zu sprechen.

im Relativum der Dat. *cui* für beide Geschlechter diente, während man im Demonstrativum wohl das Bedürfnis empfand, zwischen Maskulinum und Femininum zu unterscheiden. Für das Relativum ist es ja ganz gleichgültig, welche Geschlechtsform es besitzt, da ja das Demonstrativum *ille* ihm unmittelbar vorangeht und im Spätlatein die Geschlechtsbezeichnung durchwegs ermöglichte. Dieses aber wäre syntaktisch undeutlich gewesen, wenn es sowohl auf ein maskulines wie auf das fem. Substantiv, die in der Rede etwa vorausgegangen waren, zu beziehen wäre Mitunter hat die Stellung schon an und für sich Anlaß zu Analogiebildungen geboten. So wird wohl mit Recht die Form *illi* für das Mask. Sing. *ille*, die in den romanischen Sprachen in so weitem Umfang vorausgesetzt wird (vgl. Gesch. der Idg. Sprachwissenschaft, hrsg. von W. Streitberg, II/1 S. 268), und im Spätlatein nachzuweisen ist, in der Weise erklärt, daß speziell in der Wendung *ille qui* mit nachfolgendem Relativsatz die Übertragung des Tonvokals des Relativums auf das Maskulinum von *ille* stattfand.

Schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß ganz abgesehen von Satzbau und Bedeutung der Worte der **reine Sprachrhythmus** das Streben nach Homophonie wachrufen kann; das Auftauchen und die **Beliebtheit des Reimes und der Assonanz** in den romanischen Literaturen bringt ja nichts anderes zum Ausdruck, als dieses Bedürfnis, die Satzschlüsse womöglich homophon zu gestalten, um einen geregelten, gesetzmäßig ausgebildeten Sprachrhythmus, wie er in der gebundenen Sprache vorliegt, deutlicher ins Bewußtsein zu bringen.

D. Lautlehre.

27. Ein besonderes Kapitel der linguistischen Forschung wurde dank der vergleichenden Sprachgeschichte die Untersuchung jener Veränderungen, welche die Wortformen der romanischen Sprachen im Verlaufe ihrer geschichtlichen Entwicklung ohne Rücksicht auf die umgestaltende Tätigkeit der Analogie durchgemacht haben

oder zum mindesten durchgemacht zu haben scheinen. Dieses Dilemma auszusprechen ist deshalb nötig, weil wir heute in der romanischen Sprachwissenschaft zwei Richtungen oder, wenn man will, zwei Schulen oder zwei Gelehrtengruppen unterscheiden können, die gerade in diesem Punkt verschieden denken. Als am Beginn des 19. Jahrh. die regelmäßigen Veränderungen zum erstenmal beobachtet wurden, welche die Laute einer Sprache ganz unabhängig, davon, in welchen Worten und in Verbindung mit welchen Bedeutungen sie vorkommen, durchzumachen haben, stellte man zuerst sogenannte **Lautgesetze** auf, in denen diese Veränderungen als gesetzmäßige, von der Tätigkeit der Analogie unabhängige Erscheinungen im Sprachleben zusammengefaßt wurden. Diese Lautgesetze ermöglichten es den Indogermanisten, die Verwandtschaft weit auseinanderliegender Sprachen festzustellen und haben im Verlaufe der Zeit in der Forschung so zahlreiche Bestätigungen gefunden, daß die ganze Sprachwissenschaft auf ihnen aufgebaut werden konnte.

In der Romanistik war es **Friedrich Diez**, der jene Arbeit, welche Bopp für das Indogermanische, Grimm für das Germanische usw. durchgeführt hatten, einer genialen Lösung zuführte, an deren Ergebnissen bis heute wenig geändert werden konnte und die daher auch jetzt noch als wertvolle wissenschaftliche Grundlage der romanischen Sprachforschung zu gelten hat. Es ist in der Tat auffällig, zu sehen, daß jedesmal, so oft im Lat. ein *ū* gesprochen wurde, dieses im Franz. mit dem Laute *ü*, so oft *ŭ* artikuliert wurde, im Franz. niemals *ü*, wohl aber *eu*, *ou* oder *o* gesprochen wird, und daß sich auch die Verteilung dieser drei Laute von der Bedeutung und Funktion der einzelnen Worte ziemlich unabhängig erweist und einzig und allein von der Natur des Lautes selbst, von seiner lautlichen Umgebung und von seiner Stellung im Rhythmus der Sprache abhängig ist.

Am schärfsten wurde das Wesen dieser Lautgesetze von den sog. Junggrammatikern und insbesondere von ihrem geistigen Haupte Karl Brugmann formuliert, der eine

scharfe Grenze zwischen Lautgesetz und analogischer Lautveränderung zu ziehen bemüht ist, indem er das Lautgesetz selbst mit der Wirksamkeit der Naturgesetze vergleicht, und sein Entstehen daher mit jenen komplizierten und teilweise noch wenig enträtselten Gesetzmäßigkeiten auf eine Stufe stellt, welche das physische und physiologische Dasein des menschlichen Organismus regeln. Gerade in der Romanistik entstand aber gegen diese junggrammatische Richtung ein heftiger Widerstand, der, von einigen ihrer wichtigsten Vertreter wie Schuchardt und Ascoli, ausgehend, bis heute ununterbrochen gegen die junggrammatische Richtung ankämpft und im Verlauf der Zeit mehr und mehr Argumente ins Treffen zu führen wußte, die von der junggrammatischen Richtung direkt nicht entkräftet werden konnten.

Der Grundgedanke der Schuchardtschen Opposition ist der, daß eine scharfe Grenze zwischen lautgesetzlicher und analogischer Veränderung praktisch nicht gezogen werden kann, daß es vielmehr den Anschein hat, als wenn auch die lautgesetzlichen Sprachveränderungen in ihren Anfängen auf analogischer Grundlage beruhten und im Wege der Analogie eine derartige Verbreitung gewännen, daß schließlich jene scheinbare Unabhängigkeit der Lautgesetze von der Wirksamkeit der Analogie dem Betrachter sich darbietet, die aber faktisch doch in den fast unübersehbar zahlreichen Möglichkeiten zu analogischen Übertragungen einzelner Lautgebungen wurzeln soll.

Der Vorteil, der aus dieser langwährenden Kontroverse für die Wissenschaft erwuchs, lag darin, daß man eingehender die Frage ventilierte, in welcher Weise wir uns die Entstehung des Lautgesetzes vorzustellen haben. Wie in jedem größeren wissenschaftlichen Streit sehen wir auch hier unter einer buntschillernden Oberfläche geistreicher Ideen, weitausgreifender Hypothesen, überraschender Zusammenstellungen sozusagen in den Tiefen der wissenschaftlichen Werkstatt die eigentlich vorwärtsarbeitenden Maschinen ununterbrochen am Werk, den beiden streiten-

den Parteien neue Kräfte zuzuführen. Es ist dies die Materialförderung, die immer wieder neue Tatsachen zu unserer Kenntnis bringt, um auf einer erweiterten Grundlage die bis dahin herrschenden Ideen zu widerlegen, und die eigene Überzeugung zum Durchbruch zu bringen. Es würde in diesem Rahmen viel zu weit führen, die ganze Geschichte der lauthistorischen Forschung zu entwickeln, die sich nur teilweise auf romanistischem Boden abgespielt hat. Verwiesen sei nur darauf, daß der Philosoph Wilhelm Wundt in seiner Völkerpsychologie I^2, 1, S. 523—524 gewisse Konzessionen der Schuchardtschen Richtung zu machen sich veranlaßt sah, während andererseits selbst der Heißsporn Gilliéron[1], dessen Schüler die vollständige Negation des Studiums der Lautgesetze zunächst am weitesten getrieben hatten, die Existenz und Wirksamkeit jener heimlich wirkenden Kräfte, die er als *Phonétique* bezeichnet, feierlich proklamierte.

Als Resultierende aus diesem Kampfe läßt sich vorläufig folgende Linie ziehen: Ein Lautgesetz trägt nicht den Charakter eines Naturgesetzes, sondern den eines **Naturphänomens** oder **historischen Ereignisses.** Bisher vermochte nämlich die Sprachwissenschaft zwar sogenannte ausnahmslose Lautgesetze festzustellen, die nur dann in ihrer Wirksamkeit aufgehoben sind, wenn die Analogie in ihrer sprachbildnerischen Tätigkeit über das Lautgesetz siegt. Hingegen waren wir bisher noch niemals in der Lage, wie bereits Schuchardt betonte, allgemein gültige Lautgesetze zu eruieren, die in allen Sprachen oder zu allen Zeiten einen bestimmten Laut in einen anderen Laut verschoben hätten, und scheinen solche Wünsche aussichtslos zu sein. Naturgesetze sind allgemein gültig, Naturphänomene sind individuelle Ereignisse, die zwar von Naturgesetzen abhängig sind, aber das Produkt des Zusammenwirkens mehrerer derartiger Gesetzmäßigkeiten darstellen. Ein Lautgesetz könnte daher höchstens mit einem Natur-

[1] Pathologie et thérapeutique verbales.

phänomen, nie aber mit einem Naturgesetz identifiziert werden. Daß die Entstehung eines solchen Lautphänomens ausschließlich, wie Schuchardt will, auf die Wirksamkeit der Analogie zurückzuführen ist, ist unwahrscheinlich. Erstens wissen wir, daß gewisse anatomische Veränderungen, gewisse physiologische Vorgänge in dem Augenblick, in dem sie ihre Wirkungen auf jene Partien der Großhirnrinde ausüben, welche wir als sogenannte **Sprachzentren** zu bezeichnen pflegen, von Veränderungen in der Lautgebung der Sprache begleitet sind. Auch Nervenreize auf die Muskulatur der Zunge, auf die Schleimhäute des Rachens, auf die Stimmbänder bedingen sprachliche Veränderungen bei den sprechenden Individuen, die ganz offenkundig von der sprachlichen Angleichung völlig unabhängig sind. Dies sind aber nur Faktoren, welche am allerauffälligsten sozusagen ohne Experiment und ohne wissenschaftliche Untersuchung von jedem Laien auf dem Gebiet der Sprachforschung ohne weiteres erkannt werden können. Es scheint, daß feinere, dem Ohre schwer erfaßliche Veränderungen in der Sprache auch aus anderen Motiven entspringen. Bei gehobener und gesenkter Stimme wird nicht bloß die Intensität der Tonempfindung beim Hörenden abgestuft, vielmehr scheinen sämtliche Sprachbewegungen, welche die Sprechorgane ausführen, mit dem An- und Abschwellen der Stimme intensiver oder weniger intensiv ausgeführt zu werden. Wer laut spricht, spricht in der Regel auch deutlich (Kommandoton) und wer deutlich sprechen will, spricht laut. Das wäre mithin die **Intensität des Sprechens.** Da weiterhin die Lautgebung großenteils von der Tätigkeit der Muskeln abhängig ist und jede Muskelbewegung des menschlichen Körpers verschieden durchgeführt wird, je nachdem sie geübt ist oder ungeübt vollzogen wird, je nachdem der Muskel ermüdet oder entkräftet ist, muß der Schluß wohl gestattet sein, daß auch **Übung und Ermüdung** die Lautgebung beeinflussen. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Muskelbewegungen, die beim Sprechen ausgeführt werden, sich großenteils als sogenannte

Reflexbewegungen darstellen, deren Ausführung nicht von unserem Willen geleitet ist, sondern viel zu rasch erfolgt, als daß der Wille Zeit und Gelegenheit fände, jede einzelne Bewegung im vorhinein zu diktieren. Bei Reflexbewegungen herrscht aber vielfach ein **Prinzip der Kräfteökonomie**, das in der Sprache schon lange vermutet wird, und das experimentell nachzuweisen gewiß mit der Zeit gelingen dürfte. Bis zu einem gewissen Grade ist es sogar der Phonetik gelungen, gerade an diesem Punkt Tatsachen in den verschiedenen Sprachen festzustellen, indem die Phonetiker imstande waren, die sogenannte **Artikulationsbasis** einzelner Sprachgemeinschaften zu ermitteln, welche jene Einstellung der Sprechorgane beinhaltet, die ein Sprechen mit größter Kräfteökonomie ermöglicht. Es ist nicht nötig, jenen kühnen Aufbau von Analogiewirkungen im einzelnen Stein für Stein abzutragen, den Schuchardt in seiner Schrift: 'Über die Lautgesetze' 1882 für den Lautwandel von unterit. ę und ǫ > *ie* und *uo* ausführte, um seine Theorie der Lautanalogie zu erhärten. Die in der Analogie wirksamen Faktoren wurden ja bereits §§ 25 und 26 erörtert und zeigen die Haltlosigkeit dieser Seite der Schuchardtschen Theorie auch am Material selbst. Andererseits wäre es ungerechtfertigt, unter den vielen sprachändernden Tendenzen, die wir konstatiert haben, nach dem Vorgang der Junggrammatiker gerade die sprachliche Angleichung auszuschalten, sowie auch die Fundierung der Lautgesetze auf der Sprachökonomie, wie sie von Wundt angedeutet wird, trotz der Frank-Sieversschen Artikulationsbasis über den Stand unseres heutigen Wissens hinausschießt. Wie ein Naturphänomen durch eine Mehrzahl von Naturgesetzen verursacht erscheint, so ist auch jeder Lautwandel durch eine Mehrheit von **lautverändernden Tendenzen** bedingt. Die Wirksamkeit und Art dieser Tendenzen näher zu studieren, wird vielleicht Aufgabe künftiger Gelehrtengenerationen sein, bis heute ist von linguistischer Seite zu ihrer Aufhellung noch so viel wie nichts geschehen. Näheres vgl. 'Wissenschaftliche

Grundlagen der romanischen Sprachwissenschaft' in 'Z. f. österr. Gymn.' 1915, 12. H., S. 1057 ff.

Eine Tendenz bedeutet an sich schon, daß sie allgemein wirksam ist, d. h. daß sie auf alle Laute ihren Einfluß erstreckt, wenn auch vielleicht nicht bei allen Lautbewegungen ihr Einfluß in gleichem Maße bemerkbar wird. Als Grundgesetz für die sprachändernde Tendenz kann mithin gerade das Umgekehrte von dem aufgestellt werden, was die Junggrammatiker für das Lautgesetz formulierten. Sie ist zwar allgemein gültig, aber nicht ausnahmslos erkennbar. Um zu vermeiden, daß die junggrammatische Theorie vom Lautgesetz, die ich mithin ablehne, in die Erklärung der Lautveränderungen hineinspiele, werde ich in den weiteren Ausführungen jene Phänomene, welche man sonst als Lautgesetze zu bezeichnen pflegt, **Lautregeln** nennen, und mich weiter unten mit denselben zu befassen haben. Vorläufig wird es sich vielleicht als praktisch erweisen, zweierlei Arten von Tendenzen zu unterscheiden: solche, welche in temporäre Wirksamkeit treten und solche, die andauernd wirksam sind. Die physische Körperermüdung wäre z. B. eine temporär wirksame sprachändernde Tendenz, da sich der Körper wieder kräftigt und die Neigung, die Sprachbewegungen unter dem Einfluß der Müdigkeit in bestimmter Weise zu ändern, damit schwindet. Die Sprachökonomie könnten wir aber als eine dauernd wirksame Tendenz bezeichnen, da sie an das Wesen der Sprache als Reflexbewegung geknüpft ist und mithin immer dann am Werke ist, wenn das Sprechen reflektorisch geschieht. Es ist ja klar, daß diese Einteilung der Tendenzen keine ganz exakte ist, da die Ermüdung nur eine graduelle Stufe des Kräftezustandes eines Körpers bezeichnet und da andererseits auch die Sprachökonomie in dem Augenblicke aufgehoben ist, wo das reflektorische Sprechen in ein gewolltes Sprechen übergeht. Dennoch glaube ich, an ihr festhalten zu sollen, da auf diese Weise am leichtesten die Wirksamkeit der Tendenzen und ihr Einfluß auf lautliche Veränderungen näher untersucht werden kann.

Das Wesentliche an der sprachverändernden Tendenz liegt darin, daß sie auf sämtliche Lautreihen jener Sprechakte wirksam ist, welche in ihr Machtbereich fallen. Ein ermüdeter Mann hat die Neigung, alle Sprachbewegungen anders zu vollziehen als ein körperlich frischer, ein deutlich sprechender Mann tendiert darauf, den Luftstrom andauernd zu verstärken, die Muskelbewegungen konstant intensiver durchzuführen. Nicht an jedem Punkte der artikulierten Lautreihen wird daraus ein akustischer Unterschied gegenüber dem normalen, d. h. von dieser Tendenz freien Sprechen resultieren, wohl aber würden sich immer wieder gewisse Punkte ergeben, an denen auch das Ohr akustische Veränderungen im Sprachbild konstatiert. Sind z. B. die Schleimhäute des Kehlkopfes entzündet, so werden nur jene Laute modifiziert, bei welchen die Stimmbänder in Aktion zu treten haben; ist die Muskelbewegung teilweise gelähmt, so werden ganz bestimmte Zungenstellungen eine Veränderung nur dann aufzuweisen haben, wenn gewisse Lautstellungen vom Sprechenden angestrebt werden.

Diese Punkte, an denen die Tendenz ihre ändernde Wirksamkeit faktisch durchführt, nenne ich die **schwachen Punkte** der Lautreihe. Wir sind imstande, aus der Art und Natur dieser schwachen Punkte umgekehrt festzustellen, welche unter den mannigfaltigen sprachändernden Tendenzen im einzelnen Falle die Sprachänderung hervorgerufen hat. Auch vom Standpunkt der Phonetik ist dieser Grundsatz berechtigt, da ja unsere Unterscheidung von Sprachlauten aus der psychologischen Analyse eines Sprechaktes durch einen Hörenden resultiert, während die Sprachänderung auf die Sprachbewegung selbst einwirkt und vom Hörenden nur zur Kenntnis genommen wird.

Daraus können wir die abschließende Folgerung gewinnen: In der Sprache ändern sich nicht die Laute, sondern die Sprachbewegungen an jenen schwachen Punkten, die einer lautändernden Tendenz ihrer Natur nach den geringsten Widerstand entgegensetzen.

28. Das Aufsuchen der schwachen Punkte geschieht in der Weise, daß zwei Fragen zu beantworten sind: 1. Welche Laute (vulgär gesprochen!) werden in der Lautreihe verändert? 2. Was wird am Laute verändert? Vielfach fällt es nicht schwer zu konstatieren, daß jedesmal, so oft ein bestimmter Laut (oder eine Lautgruppe) in der lateinischen Ursprache oder in einem romanischen Lehnwort vorgelegen hatte, diesem ein veränderter Laut (oder eine Lautgruppe) in einem rom. Idiom entspricht. Das Feststellen solcher Erscheinungen können wir eine Lautregel nennen, in der wir den Lautwandel zunächst isoliert betrachten. Mit Hilfe älterer Sprachdenkmäler oder auf indirektem Wege durch Schlußfolgerungen, die aus anderen Lautregeln gezogen werden müssen, können wir entweder eine direkte oder eine indirekte **Chronologie des Lautwandels** dieser Feststellung beifügen, und auf diese Weise jene Angaben nachkontrollieren, aus denen die Lautlehre der romanischen Sprachen aufgebaut ist. Störungen erfahren die Lautregeln entweder durch das Eingreifen der Analogie oder durch andere Lautregeln. Eine Lautregel besagt z. B., daß lt. *ŏ* resp. *ĕ* vor einfacher Konsonanz zu frz. *ue* resp. *ie* wurde, vor mehrfacher Konsonanz aber unverändert blieb (vgl. Schwan-Behrens[9] § 59).

Wenn nun z. B. lat. *comes* > afrz. *cuens*, *comitem* aber > *conte* wird, so ist es wohl das Wahrscheinlichste, daß die Synkope des nachtonigen *i* die Diphthongierung im Akkusativ gehindert hatte, während der Schwund des Auslautvokals offenbar in einer späteren Zeit erfolgte, da ein mit *conte* gleichzeitig entstehendes **cons* ebenfalls undiphthongiert geblieben wäre. Die relative Lautchronologie kommt hier zum Schluß, daß die Synkope des Mittelvokals in *comitem* älter ist als der Schwund der Auslautvokale und dieser jünger als die Diphthongierung des *ǫ* > *ue*. Was für *ǫ* nach Nasal gilt, gilt aber nicht für *ǫ* resp. *ę* nach Labial (*juefne*, *tiede*) und nicht für *teneru* (vgl. Schwan-Behrens § 35A).

Nicht immer gestattet uns das Material mit solcher Bestimmtheit die Existenz von Lautregeln aufzustellen. Die Behandlung der Lautgruppe *tj* und *cj* im Romanischen zeigt z. B., daß nur im Rumänischen eine Art Gesetzmäßigkeit in dem Sinne konstatiert werden kann, welchen Puscariu (Jahresber. des rum. Inst. XI, S. 1ff.) formulierte, daß beide Lautgruppen vor betontem Vokal zu *č*>, nach dem Tonvokal aber zu *z* geworden sind. In den westromanischen Sprachen finden wir die widersprechendsten Ergebnisse, welche einer bestimmten Formulierung Hohn zu sprechen scheinen. Im Italienischeu wechselt *pozzo*, *faccia* mit *indugio*, *ragione*, *goccia* und *marzo* usw. und im Französischen finden wir *pièce* neben *richoise*, *juise*. Ebenso wechseln auch im Spanischen und Provenzalischen stimmloser und stimmhafter Palatal, ohne daß ein leitender Gesichtspunkt ohne weiteres erkennbar wäre. Nur auf indirektem Wege, sogar auf ziemlich weitgehenden Umwegen, scheint es möglich zu sein, einen Einblick in die Vorgänge, welche zu den heutigen Resultaten führten, zu gewinnen. Schon im Lateinischen ist die Assibilation von *tj* eine fakultative gewesen vgl. p. 126, die vom 4. Jh. an zu einer Aussprache *ts* neben *tχ* führen konnte. Die Assibilation von *cj* scheint jüngere Datums zu sein und sich nicht vor dem 6. Jh. vollzogen zu haben. Auch sie ist ursprünglich jedenfalls eine fakultative und durch das Redetempo bestimmte. Aus diesem fakultativen Charakter erklärt es sich, daß die ältere Assibilierung → *ts* und die jüngere → *č* von der lautlichen Umgebung der betroffenen Redeelemente sich ziemlich unabhängig vollzogen hat. Und wenn auch bestimmte Tendenzen bemerkbar sind, so die, daß im Italienischen *tj* im allgemeinen → *ts*, *cj* im allgemeinen → *č* wurde, und daß ähnlich im Französischen teils die etymologische Natur der Tenuis, teils die Stellung rücksichtlich des Akzents gewisse einheitliche Resultate zeitigte, so treten dennoch immer wieder einzelne Ausnahmen auf, die ohne Voraussetzung der fakultativen Assibilierung unlösbare Widersprüche enthalten

würden. Es kann auch vorkommen, daß **scheinbare Lautgesetze** entstehen, die tatsächlich gar keine richtigen Lautregeln sind. So wird z. B. im Frz. jedes *ll* und *nn* nach langem Vokal fast regelmäßig zu *l*, *n* vereinfacht (afrz. *estoile* = lat. *stēlla*, ital. *stĕlla*). Eine genaue Beachtung der Formen mit vereinfachter Konsonanz und der Geschichte, welche jedes einzelne von den nicht eben zahlreichen Worten aufweist, welche für diese Lautregel in Frage kommen, zeigt, daß die Übereinstimmung zwischen altfrz. *estoile*, *oule*, *milie* usw. eine rein zufällige ist, und ganz anders erklärt werden muß. Vgl. Z. f. r. Ph. Bd. 30, S. 522ff. Andererseits kann sich auch der Fall ereignen, daß ein einziges Wort als Repräsentant einer Lautregel zu gelten hat, dem eine ganze Reihe von anders gearteten Ausnahmen gegenübersteht. So wird z. B. im Italienischen der lat. Wortschluß *-tas*, *tatis* in *aestas* zu *state*, während gegen 500 Worte das Suffix *-itas* aufweisen, das zu *-à*, altit. *-ade* geworden ist: *abilità*, *abissità*, *acerbità*, *acuità*, *affinità* usw. Vgl. Giuseppe Giovanelli: Rimario della lingua italiana, Rom 1912. Die scheinbare Lautregel besagt, daß die Lautgruppe *-tate* (etwa durch Annahme einer Ferndissimilation der beiden Dentale) zu *-tade* geworden ist, das sich auf satzphonetischer Grundlage zu *-tà* weiterentwickelt hätte. Einer solchen irrigen Lautregel steht aber entgegen, daß nicht bloß *abbate*, *sete*, *vite* ihr *t* bewahren, sondern auch *cantate*, *divertite*, *battute* usw. von einer solchen Ferndissimilation nirgends eine Spur aufweisen. Wenn wir weiter in Betracht ziehen, daß alle die 500 Wörter auf *-à* fast ausnahmslos abstrakte Begriffe bezeichnen (*libertà*, *verità*, *viltà* usw.), unter denen nur zwei nachträglich eine konkrete Bedeutung angenommen haben: *città*, *podestà* — und daß abstrakte Begriffe der Volkssprache im allgemeinen ferne liegen, während gerade die Bezeichnung der Jahreszeit *state* selbstverständlich auch in Volkskreisen andauernd benötigt und benutzt wurde, so werden wir zu dem Schluß gelangen, daß nur dieses Wort allein als Lautregel für die volkstümliche Ent-

wicklung der bewußten Lautgruppe zu gelten hat, während die ganzen 500 entgegenstehenden Beispiele keine Erbworte sind und jene Erweichung der intervokalischen Tenuis aufweisen, die in den toskanischen Mundarten so überaus häufig ist (*luogo-fuoco*; *riva-rapa* usw.) und die aus der dreifachen Quelle erfließen: 1. einer graezisierenden Aussprache der Tenuis in der Zeit der oströmischen Herrschaft in Italien, 2. einem Eindringen unteritalienischer Sprachformen mit der für die dortigen Dialekte eigentümlichen Aussprache der intervokalischen Tenuis als Tenuis lenis, die beinahe wie eine Media klingt in der Zeit der sizilianischen Poesie, und 3. der im ganzen Mittelalter überaus kräftige sprachliche Beeinflussung von Mittelitalien durch Oberitalien, das die intervokalischen Tenues früher zu den Medien leniert hatte. Solche Feststellungen zeigen, wie falsch es wäre, wenn man rein äußerlich zwischen einem sporadischen und einem allgemeinen Lautwandel, oder zwischen Lautgesetz und Ausnahme unterscheiden wollte. Jede Lautregel ist insofern ausnahmslos, als sie das Postulat aufstellt, daß der Laut oder die Lautgruppe selbst eine der notwendigen Voraussetzungen für das Eintreten des Lautwandels gebildet hat. Ändert sich der Laut ohne Rücksicht auf die lautliche Umgebung, so sprechen wir wohl auch von einer **artikulatorischen Änderung** des Lautes. Ändert sich der Laut je nach umgebenden Lauten oder nach Einflüssen von Akzent, Rhythmus, Satzphonetik oder andere Momente, so sprechen wir von **bedingtem Lautwandel.**

29. Die zweite Frage ist: Was ändert sich am Laut? Alles was wir Laut nennen, stellt ja in Wirklichkeit eine Gruppe mehr oder weniger komplizierter Sprachbewegungen dar, welche bei jedem Lautwandel bestimmte Modifikationen erleiden, so daß von einer gewissen Zeit an ein anderes akustisches Bild von der Sprachgemeinschaft aufgenommen und reproduziert wird. Die Annahme von lautändernden Tendenzen setzt voraus, daß in der Regel die Sprachbewegung selbst geändert wird, und die

akustische Seite der Laute gewissermaßen ein Nebenbei im Lautwandel darstellt. Es könnte aber wohl manchmal geschehen, daß das akustische Bild sich zunächst verändert und daraus beim Reproduzieren eine verschiedene Artikulationsweise resultiert.

Bei der Aufzählung der lautändernden Tendenzen hatte ich eines Momentes nicht gedacht, das gewiß nicht übersehen werden darf, nämlich der Gedächtnisarbeit, die zum Sprechen notwendig ist.

Die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft merken und vergessen und gerade hierin ist eine Tendenz verborgen, die unter Umständen einen Lautwandel hervorrufen kann. Einen solchen Fall psychologisch fundierten Lautwandels hat Brugmann in seiner Schrift: Das Wesen der lautlichen Dissimilationen (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften Nr. V) behandelt, und es wäre jedenfalls von Wichtigkeit, wenn auch die Romanistik auf dieser Grundlage aufbauend. die Rolle, welche das Merken und Vergessen beim Lautwandel spielen kann, nach allen Seiten hin feststellen würde. Das Charakteristische für jeden psychologisch fundierten Lautwandel ist jener Vorgang, den man als **Lautumsetzung** bezeichnen kann, wo eine Lautbewegung unmittelbar eine andere Lautbewegung ersetzt, ohne daß allmähliche Übergänge zwischen der Lautgebung *a* und der Lautgebung *b* gelegen wären. Alle Haplalogien oder Silbenkürzungen, manche Fernassimilierung, alle sogenannten Überentäußerungen oder dialektischen Lautumsetzungen sind hier einschlägig. Der Gegensatz zur Lautumsetzung ist die **Lautänderung**, welche wir uns als eine allmähliche Verschiebung der Organstellung bei der Artikulation eines Lautes in einer bestimmten Richtung auf Grund bestimmter, lautändernder Motive vorzustellen haben. Wenn wir z. B. sehen, daß das lateinische *ll* in Sardinien, Sizilien und Kalabrien zu einem kakuminalen Laute geworden ist, obwohl sonst sowohl dem Lateinischen als auch den romanischen Mundarten die Bildung von kakuminalen Lauten vollständig fernliegt, so können wir nicht gut an eine Laut-

umsetzung denken, für welche alle Voraussetzungen fehlen. Wohl aber können wir eine Lautänderung in diesem Falle sehr wohl begreifen, wenn wir uns vor Augen halten, daß das ital. *l* in ganz Mittel- und Unteritalien in der Weise gebildet wird, daß nur die Zungenspitze und nicht etwa, wie vielfach im Süddeutschen, größere Teile des Zungenblattes den *l*-Verschluß in der Weise herstellen, daß die Berührung bei kräftiger Artikulation ziemlich weit oberhalb der Alveolen stattfindet. Je kräftiger die Artikulationsbewegung der Zunge in diesem Falle ist, desto stärker wird die Zunge gehoben, desto stärker nähert sich daher dieses *l* einem kakuminalen *l*, während ein mouilliertes *l* dann zustande kommt, wenn nicht die Zungenspitze, sondern das Zungenblatt am *l*-Verschluß beteiligt ist, und infolge dessen bei kräftiger Zungenbewegung die Loslösung des Blattes vom harten Gaumen jene palatale Rinne in der Zunge zustande kommen läßt, welche die Mouillierung des *l* nach sich ziehen kann. Wenn lateinisch *cavallus* im Spanischen zu *caballo*, siz. aber zu *cavaḍḍu* resp. sard. *caḍḍu* wird, so liegt einerseits ein gemeinsames Element beiden Lautwandeln zugrunde: daß nämlich die Zungenbewegung bei der Artikulation des *ll* im Verlaufe der Zeit eine kräftigere geworden war, und daher die Zunge stärker gehoben wird. Der Unterschied liegt darin, daß das spanische *ll* mit dem Zungenblatt, das sizilianisch-sardinische *ll* mit der Zungenspitze gebildet wird. Da wir nun wissen, daß schon die Römer das *ll* als ein *l* exilis, d. h. mit kräftiger Zungenbewegung artikulierten, so stellt die romanische Weiterentwicklung in beiden Ländergebieten in dieser Hinsicht eine konsequente Weiterführung der Artikulation in der gleichen Richtung dar, die schon im Lateinischen eingeleitet worden war. In allen jenen Fällen, wo derartige allmähliche Verschiebungen in der artikulatorischen Bewegung eingetreten sind, ist es daher nötig, vor allem den physiologischen Vorgang, welcher hiebei in Frage kommen kann, auf das genaueste zu untersuchen, womöglich unter Zuhilfenahme der experimentellen Phonetik.

30. Aus dem in den §§ 28, 29 Gesagten geht genügend deutlich hervor, daß die **isolierte Betrachtung eines Lautwandels** zwar gewissermaßen der Ausgangspunkt lautgeschichtlicher Untersuchungen ist, aber noch nicht geeignet ist, ein vollständiges Bild der Vorgänge, die sich in dieser Hinsicht abspielen, zu liefern. Schon aus der Wirksamkeit der lautändernden Tendenz, in welcher wir die Ursache der Lautveränderung erblicken, folgt unmittelbar, daß nicht das Resultat, zu dem ein Lautwandel schließlich führt, ein geeignetes Einteilungsprinzip für die große Menge von lautlichen Veränderungen, die wir in der Sprache beobachten können, abgeben kann.

So wie die spanischen und italienischen Reflexe von latein. *ll* das Endergebnis einer und der nämlichen lautändernden Tendenz darstellen und wir daher die Entwicklung zu sp. *ll* und zu siz. *ḍḍ* in einer einzigen Lautregel zusammenfassen können, so werden wir auch in vielen anderen Fällen die Beobachtung machen können, daß die gleiche Tendenz auf einen bestimmten Laut zwar in der selben Weise wirkt, daß die dabei erzielten Lautänderungen aber mitunter nicht unerheblich abweichen. So ist zweifellos die Veränderung der betonten Nasalvokale im Französischen unter einem einzigen Gesichtswinkel zu betrachten; es hat auch Meyer-Lübke in seiner roman. Grammatik dieselbe in einem Kapitel zusammengefaßt. Daß die Veränderungen von lat. *ventu* → *vã*, *dente* ⟶ *dã* chronologisch mit dem Wandel von *ī* zu *ẽ* (*cinc* ⟶ *cẽ*) nicht zusammengefallen sind, ist ziemlich sicher, da ja auch im französischen Auslaut *vin*, *raisin* erst in späterer Zeit zu *ẽ* geworden ist, vgl. Meyer-Lübke, Frz. Gramm. S. 89. Schon das frz. Endergebnis, das in *femina* *ẽ* zu *ã* wandelte, in afrz. *vime* aber das *i* bewahrt, zeigt uns, daß die einzelnen Vokale, auf dem gleichen Wege verschoben, bei verschiedenen Stufen des nämlichen Lautwandels Halt machten. Einen solchen Vorgang nenne ich einen **abgestuften Lautwandel**, der hauptsächlich in zwei Fällen eintreten kann. Entweder die Wirksamkeit einer lautändernden Tendenz wird infolge besonderer Um-

stände gegebenenfalls gewissermaßen in eine andere Richtung gelenkt, oder aber die Wirksamkeit einer solchen Tendenz kommt in verschiedenen Mundarten verschiedenartig zum Ausdruck. Wenn lat. *parietem* zu vlt. *parete*, *mulierem* zu *muliere* wurde (vgl. Meyer-Lübke, Einf.² S. 114), so hat im zweiten Fall das dem lat. Diphthong vorausgehende *l* eine Abstufung in der Lautentwicklung dieses Diphthongen hervorgerufen. In ganz ähnlicher Weise ist in vielen französischen Mundarten *locus* und *focus* zu verschiedenen Resultaten geführt worden, da auch hier, das *l* eine andere Behandlung der folgenden Vokale bedingte, als das *f* (vgl. Meyer-Lübke, Frz. Gramm. S. 73). Noch bedeutsamer ist aber die Tatsache des abgestuften Lautwandels für die Lautgeschichte der Dialekte. Im Kanton Wallis wird das lat. Suffix *-arius* zu den verschiedensten Ergebnissen geführt. Wenn man im Rhonetal aufwärts steigt, hört man zunächst am Eingang ins Rhonetal in Bouveret und Vionnaz für *operarius ovrai*, für *caldaria tseudaire*. In den Ortschaften, welche die Talebene begleiten, tritt in der Val de Champéry sehr bald *ovrâ*, *tseudâre* dafür ein, von St. Maurice angefangen, am Knie von Martigny und den von dort aus sich öffnenden Seitentälern von Finhaut und Bourg St. Pierre gegen das Chamonixtal und den Großen St. Bernhard erscheint *ovrei*, *tseudere* oder *tseudeire*. An einzelnen Punkten bleibt allerdings die Lautung der unteren Rhôneebene erhalten, so in Riddes *ovrai* und Ardon *ovrâ*. Von Ardon bergwärts finden wir schließlich *i* als heutiges Ergebnis *ovri* (*euri*) und *tseudîre*. Vgl. Vgl. Gilliéron, Petit atlas phonétique du Vallais roman. Tafel 8. Im Einfischtal wird noch um die Wende vom 13. zum 14. Jh. an Stelle des *ī* regelmäßig *e* oder *ie* geschrieben (vgl. Leo Meyer, Untersuchung über die Sprache von Einfisch im 13. Jahrhundert, Erlangen 1914), — ein Zeichen, daß die *e*-Aussprache die ältere ist und die *i*-Aussprache die jüngere.

Wir sehen hier eine geographische Abstufung eine Lautwandels vor uns. Um ihn zu verstehen, tut man am

besten, die beiden am weitesten auseinanderliegenden Gegenden zunächst ins Auge zu fassen. An der Rhonemündung in den Genfersee wird jedes lt. freie *e* über *ei* ⟶ *ai*, eine Entwicklung, welche diese Ortschaften mit der dialektischen Entwicklung des ganzen Kanton Waadt im Norden des Genfersees verbindet. Im obersten Teil des Rhônetales bei Kippis und im Einfischtal wird jedes freie *e* > *i*, außer wenn es im Auslaut steht (*sitis* = *šec*, *digitum* = *dec*), oder vor Nasalen. In Ardon wird vlt. ẹ ⟶ *a*ᵉ, vlt. ę bald ⟶ *a*ᵉ, bald ⟶ *ie* (*fębris* ⟶ *faevra*, *pętra* ⟶ *piẹra*). Wir entnehmen daraus, daß eine Gegend im Kanton Wallis existiert, in der der Zusammen- fall von vlt. ę und ẹ niemals zum Durchbruch gekommen ist. Nun hat Meyer in der erwähnten Arbeit nachgewiesen, daß schon um 1300 herum im Einfischtal die beiden Laute zusammengefallen waren und die Anfänge zu einer Entwicklung eines gemeinsamen ẹ zu einer beginnenden Diphthongierung *ei* gegeben sind. Wie das ganze Frankoprovenzalische in der Schweiz, so hat auch das Wallisische im Osten und im Westen hinsichtlich der Behandlung der freien *e*-Laute die gleiche Entwicklungseinrichtung genommen, nur die Gegend zwischen Sitten und Sieders hat starken Widerstand dagegen geleistet und stellt daher in dieser Hinsicht eine lautliche Entwicklungsstufe dar, die in ihren Grundlagen bis in die Zeit, die dem Jahre 1300 vorangegangen war, zurückreicht. Eine Abstufung im Lautwandel ist also in dem Sinne erfolgt, daß gerade hier derselbe nur unvollkommen zur Durchführung gelangte. Der Gegensatz zwischen *fivra* = *febris*, *zeneivro* = *iuniperu* in Ayent (vgl. Zimmerli, Die deutsch-franz. Sprachgrenze in der Schweiz, III. Tafel 4, 5) kann wohl nicht anders gedeutet werden als so, daß ẹ zwar ⟶ *ei*, daß aber ę wahrscheinlich über *ie* > *i* wurde. Mithin wird wohl auch die Form *fivra* im Einfischtal nicht aus **feivra* entstanden sein, sondern scheint auf eine Vorstufe *fievra* zurückzuweisen. Wenn dort aber gleichzeitig *iuniperus* ⟶ *zenivro*, *candela* ⟶ *zendila* wird, so dürfte auch dieses *i* nicht

seinen Weg über *ei* genommen haben, sondern scheint ein Zusammenfall zwischen ę und ẹ vor der Diphthongierung eingetreten zu sein, indem einerseits die vorauszusetzende Grundform *fęvra* zu *fẹvra* mit ẹ wurde, andererseits *candẹla* damit zusammenfiel. Daß dieses ẹ ⟶ *i* weitergebildet wurde, dürfte aber nicht das Resultat einer lautlichen Entwicklung darstellen, sondern mag wohl auf einer Übertragung der im kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum der Tallandschaft herrschenden Mundart, eben jener von Sitten und Umgebung, zurückzuführen sein. Dieser Einfluß reichte aber nicht mehr bis zum unteren Kanton Wallis, wo vielmehr die fruchtbaren und bevölkerungsreichen Gegenden der südlichen Waadt einen weit stärkeren Einfluß auf die Sprechweise der Bewohner ausübten.

So kann man auch in vielen anderen Fällen die scheinbare Zersplitterung einer Mundartengruppe in zahlreiche Unterdialekte auf verhältnismäßig einfache Entwicklungstendenzen zurückführen, deren mannigfaltige Ergebnisse hauptsächlich dadurch zustandekamen, daß eine und dieselbe Tendenz im Lautwandel zu mannigfaltigen Abstufungen führen konnte. Von prinzipieller Wichtigkeit bei der Aufstellung des abgestuften Lautwandels ist die Tatsache, daß nicht das Lautergebnis den Lautwandel ausmacht, sondern der W e g, der zu den Ergebnissen führt.

31. Seitdem man sich mit Lautgeschichte beschäftigt, ist häufig genug die Beobachtung gemacht worden, daß an einem und demselben Lautwandel mehrere Laute teilnehmen können. Wenn z. B. im Rumänischen *dies* ⟶ *zi* wird, *dico* ⟶ *zic*, andererseits *teneo* ⟶ *ţin* wird, so ist es hier klar, daß der stimmlose und der stimmhafte Dentalverschluß vor rum. *i* in verhältnismäßig später Zeit die gleiche Veränderung durchgemacht hat. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß der Laut eine psychologische Einteilung der von uns aufgenommenen Gehörsempfindungen in der Sprache darstellt, und daß oft recht verschiedene

Artikulationsbewegungen mit einem und demselben Buchstabenzeichen unter einem und demselben Laut inbegriffen sind. So ist der Buchstabe *n* vor einem Dentalverschluß ein ganz anderer Laut als vor einem Gutturalverschluß und wenn wir im frz. *lingua* → *langue* und *dente* → *dent* als einen einzigen Lautwandel bezeichnen, so ist das im Grunde genommen ungenau, da vielmehr zwei Lautwandel vorliegen, die nasale Affizierung eines Vokals vor dentalem *n* und jene vor gutturalem *ŋ*. Daß wir berechtigt sind, mehrere Laute unter einem Gesichtspunkt, als Substrate einer einzigen Lautregel zu betrachten, ergibt sich schon aus der Theorie von den sprachändernden Tendenzen, da ja viele Laute von der gleichen Tendenz betroffen werden und die Wirkung dieser Tendenz sich nicht notgedrungen bei einem einzigen Laut einstellen muß, vielmehr um so eher auch bei anderen Lauten eintritt, je ähnlicher die Artikulationsbewegungen sind, die bei der Bildung dieser Laute vollführt werden. Der sogenannte **Parallelismus im Lautwandel** ist mithin eine sowohl in der Praxis häufig zu beobachtende Erscheinung als auch eine in der Theorie geradezu notwendige Annahme. Wenn in den verschiedensten romanischen Sprachen der Lautwandel von *ę* → *ie* und *ǫ* → *uo* nebeneinander hergehen, so müssen wir diese beiden Lautentwicklungen als parallele Erscheinungen betrachten. Der Parallelismus ist geradezu die Regel und auffällig, resp. erklärungsbedürftig ist nicht sein Eintreten, sondern das Unterbleiben eines Parallelismus.

Im Rumänischen ist gerade in diesem Falle eine ganz auffällige Abweichung von der Regel zu konstatieren. Während hier jedes *ę* → *ie* wurde und zwar schon in sehr früher Zeit, da dieses *ię* → *iẹ* weiter entwickelt wurde, welches sekundäre *ẹ* mit vlt. *ẹ* noch zusammenfiel, und dann erst jene Brechung → *ea* eintrat, die für das Rumänische charakteristisch ist, und von der parallelen Weiterentwicklung des *ọ* zu *oa* begleitet wird, ist das vlt. *ǫ* nie-

mals → *uo* geworden, sondern blieb auf der Stufe *ǫ* stehen und hat auch keinerlei weitere Veränderung durchgemacht. Es muß hier offenkundig eine ganz bestimmte Tendenz in den normal sich abspielenden Parallelismus in der Fortentwicklung der beiden Vokale störend eingegriffen haben. In der Tat können wir beobachten, daß ganz ähnliche Verhältnisse bezüglich des lat. *ĭ* und *ŭ* im Rumänischen vorliegen. Das *ĭ* ist im Rumänischen wahrscheinlich sehr früh mit lt. *ē* zusammengefallen, und hat in jeder Hinsicht dessen spätere Schicksale geteilt. Das lat. *ŭ* ist aber in betonter Silbe mit vlt. *ō* niemals zusammengefallen, sondern blieb als *u* bis heute erhalten. Ein Parallelismus liegt also auch hier vor, nur ist er anders orientiert als bei den übrigen romanischen Sprachen, wo *ĭ* mit *ŭ* und *ĕ* mit *ŏ* parallel geht. Schon in der Zeit, als die lat. Quantitäten noch deutlich artikuliert wurden, also auf jener (ersten) Stufe des Gesetzes von 'Dauer und Klang' (vgl. Meyer-Lübke, Einf.[2] S. 115), welches wir als die Grundlage die der romanischen Vokalentwicklung betrachten und das wir in die Zeit zwischen Augustus und das 4. Jh. n. Chr. verlegen dürfen, bestand im Rumänischen eine besondere Tendenz, die kurzen velaren Vokale anders zu artikulieren als die kurzen palatalen Vokale. Während die kurzen palatalen Vokale der darauffolgenden Nivellierung der Vokalquantitäten unterworfen wurden (vgl. Gesch. d. idg. Sprachwissenschaft, hrsg. v. Streitberg, S. 261), blieben die kurzen velaren Vokale davon verschont. Nun sehen wir, daß die rumänische Sprache überhaupt in ihrer Frühzeit die Neigung verrät, solche Lautänderungen eintreten zu lassen, bei welchen die artikulatorische Tätigkeit der Lippen eine besondere Rolle spielt. *Factu* wird → *fapt*, *quattuor* wird zu *patru*. Es wäre nicht unmöglich, daß dieser Umstand auch in unserem Falle den Ausschlag gegeben hat, indem die zur Artikulation des *o* und *u* notwendige Lippenrundung energischer festgehalten wurde und Veränderungen stärkeren Widerstand entgegensetzte als die spaltförmige Lippenbildung bei der Artikulierung des *i* und *e*.

32. Gerade solche Beobachtungen, wie wir sie über das Eintreten oder Nichteintreten des Parallelismus im Lautwandel vielfach anzustellen genötigt sind, führen schließlich zu Erwägungen, die vielleicht am ehesten uns in die Geheimnisse der Lautgeschichte einführen können. Es handelt sich darum, zu eruieren, an welchen Stellen innerhalb einer Lautreihe die Wirksamkeit einer lautändernden Tendenz überhaupt zum Ausdruck kommen kann, also gewissermaßen um die letzte Schlußfolgerung, die man aus den einzelnen Lautregeln in dieser Hinsicht zu ziehen vermag. Um dem Kind einen Namen zu geben, möchte ich dieses Kapitel mit dem Ausdruck der **lautlichen Kombinationen** überschreiben, wobei nicht an jene Kombinationen zu denken ist, welche das Sprechen tatsächlich schafft, sondern daran, wo jene theoretischen Kombinationen gebildet werden müssen, welche es uns gestatten, alle Lautwandel, die von einer und derselben Tendenz hervorgerufen werden, unter einem zusammen zu fassen. Wir beobachten z. B., daß die verschiedensten Laute in den romanischen Sprachen Veränderungen erleiden und nur in einem Falle diesen verändernden Wirkungen regelmäßig zu entgehen pflegen, nämlich dann, wenn sie am Beginn eines Wortes stehen. Das Latein hat in seine geschichtliche Entwicklung diese Hauptrollen, die der Wortanlaut in der Sprachgeschichte spielte, nicht immer zum Ausdruck gebracht, und auch in den romanischen Sprachen besitzen wir eine ganz bestimmte Dialektgruppe, in Unteritalien und auf Sardinien, welche kein Bedenken trägt, auch den Wortanlaut in der mannigfaltigsten Weise zu verändern. Wir pflegen solche Veränderungen des Wortanlauts im Romanischen mit einem Ausdruck der indischen Grammatik als Sandhierscheinungen zu bezeichnen, denn es läßt sich für das Romanische mit Leichtigkeit, für das Lateinische, wenn auch etwas schwieriger, aber doch mit ziemlicher Bestimmtheit konstatieren, daß alle Veränderungen, welche die Worte in ihrem Anlaut erleiden, solche sind, die auch im Wortinlaut in den gleichen Lautgruppen eintreten würden, wobei höchstens die Ana-

logie störende Einflüsse geltend machen kann. Wenn der Sarde für Kreuz *kruge*, für: das Kreuz *sa gruge* oder *ruge*, oder gar *sa bruge* in seinen alten Denkmälern schreibt, so ist der Vorgang, der sich hier abspielte, in der Weise zu verstehen, daß die Lautgruppe *kr* zwar am Satzanfange unverändert blieb, im Satzinlaut aber mit dem Auslaut-*a* des Artikels zu einer einheitlichen Lautgruppe verschmolz, die dieselben Wandlungen durchmachen konnte, welche inlautend *kr* durchzumachen hatte (wobei die Analogie allerdings insofern eine Störung hervorrief, als die Form *bruge* auf analogischem Wege von jenen Worten herübergenommen wurde, bei denen der Anlaut zwischen *br* und *r* wechseln konnte). Die notwendige Voraussetzung für das Zustandekommen einer Sandhientwicklung ist das sogenannte **Legatosprechen,** das, wie man daraus entnehmen kann, der bewußten romanischen Dialektgruppe, jedoch auch schon dem Lateinischen eigentümlich gewesen sein muß. Der Gegensatz zum Legatosprechen ist das **Staccatosprechen,** das Absetzen der einzelnen Redeelemente. Sämtliche Veränderungen im Wortanlaut bilden daher eine Kombination, die wohl durch das Legatosprechen zustande kommt, doch darf man in dem Legatosprechen selbst die lautändernde Tendenz noch nicht erblicken, sondern kann auch in diesem Moment nur den Effekt einer Tendenz, nicht aber die Tendenz selbst wieder erkennen. Dies ergibt sich schon daraus, daß zwar das Unteritalienische und Sardische sicher das Legatosprechen üben, es wäre aber ein Irrtum, anzunehmen, daß die übrigen Romanen etwa nicht *legato* sprächen. Auch sie pflegen die einzelnen Bestandteile, aus denen eine Rede zusammengesetzt erscheint, in möglichst weitem Umfang unter einer einzigen Atememission zu artikulieren. Wenn der Toskane, Franzose, Provenzale, Spanier den Wortanlaut verhältnismäßig selten einer Sandhiwirkung unterwirft, so geschieht dies nicht, weil er nicht *legato* spricht, sondern trotzdem er *legato* spricht, und wir müssen das Motiv hiezu anders zu begründen suchen. Dasjenige, was das einzelne Wort kennzeichnet, ist der ganz bestimmte Sinn oder die

ganz bestimmte Bedeutung, die sich immer wieder mit einem entsprechenden Lautbild kombiniert. Im Verlaufe einer Rede tritt gerade der Anlaut eines Wortes mit Wortauslauten von mannigfaltigster Art in unmittelbaren Kontakt. Wenn nun der Wortanlaut jedesmal dementsprechend Sandhiänderungen durchzumachen hat, so ist das Verständnis der damit verknüpften Bedeutungen nicht wenig erschwert. Es liegt mithin gerade im Interesse eines **rationell** Sprechenden, daß das Schwergewicht auf die Verständlichkeit der Mitteilung gelegt werde und der Sprechende sich daher bemüht, den Wortanlaut vor derartigen lautlichen Entstellungen zu bewahren. Der Gegensatz zum rationellen Sprechen ist das **expressive** Sprechen, wo das Bedürfnis des Sprechenden nach Ausdruck die Rücksichtnahme auf die Verständlichkeit der Rede unterdrückt. Wer in heftiger Gemütsbewegung ist, wird wenig achten, welche Wirkung seine Rede auf die Umstehenden ausübt, sondern wird vor allem seinem Instinkte folgend, jene Ausdrucksbewegungen gewissermaßen hemmungslos ausführen, die seiner inneren Emotion entsprechen.

Die Bewahrung der Wortanlaute ist in diesem Zusammenhang eine Kombination, die in den romanischen Sprachen dadurch zustande kam, daß das rationelle Sprechen das expressive Sprechen überwand, während die kulturell zurückgebliebenen Gegenden in Unteritalien und Sardinien sich auf diese Höhe nicht empor zu schwingen vermochten, und dadurch ihrer Sprechweise ein ganz besonders charakteristisches Merkmal aufdrückten. Das Latein hält zwischen diesen beiden extremen Fällen gewissermaßen die Mitte. Die Sprechweise der Römer war noch nicht so rationell wie die der modernen Romanen, doch war schon in früher Zeit das rationelle Moment kräftig genug, um z. B. den Lautwandel $f = b$, der im Wortinlaut sich vollzog, im Wortanlaut hintanzuhalten.

Eine große Rolle spielte im Lateinischen die selbständige Entwicklung, welche die sogenannten **Lentoformen**

und die **Allegroformen** nebeneinander durchmachten und wir können gerade aus den romanischen Sprachen erkennen, daß bis in die spätlateinische Zeit hinein eine große Zahl von lateinischen Wörtern in verschiedener Weise und oft recht abweichender Lautgebung artikuliert werden konnte, je nachdem der Sprechende das Wort deutlich artikulierte, oder bei wachsendem Redetempo sich zur Abschwächung oder Unterdrückung einzelner Laute beim Sprechen herbeiließ. In den romanischen Sprachen können wir nun beobachten, daß in allen diesen Fällen, wo satzphonetische Doubletten bestanden, die Romanen in der Regel eine der beiden Formen bewahrten und die andern über Bord warfen. Am frühesten und konsequentesten ist diese Auswahl im Französischen durchgeführt worden, und wir können die romanische Synkope von tonlosen Vokalen von der lateinischen am besten dadurch unterscheiden, daß die lateinische Synkope sich durchwegs als eine fakultative erweist, während die französische Synkope stets eine regelmäßige, oder, wie man sonst zu sagen pflegt, lautgesetzlich ist (vgl. A. f. N. S. 129 p. 127). Bis zu einem gewissen Grade hängt auch diese Erscheinung mit dem rationellen resp. expressiven Sprechen zusammen. Es spielen aber auch noch andere Momente mit hinein, wie die Lebhaftigkeit des Redetempos, die ganz unbeschadet von der Verständlichkeit der Rede bei rascher Rede zu Lautunterdrückungen führen kann, und daher gesondert betrachtet werden muß. Gerade das Französische, das unter allen romanischen Sprachen sozusagen die rationellste ist, hat am Ausgange der altfranzösischen Zeit die tonlosen Hiatvokale in ähnlicher Weise behandelt, wie das Latein die tonlosen Mittelvokale. Es gab nach der altfranzösischen Klassik eine Sprachperiode in Frankreich, wo man bei deutlicher Artikulierung *mëur*, *sëur*, *chaëne*, bei raschem Sprechen aber *mûr*, *sûr*, *chaîne* sprach, genau so wie die Römer *calidus* und *caldus*, *poculum* und *poclum* abwechseln ließen. Die neufranz. Schriftsprache hat in dieser Hinsicht denselben Weg eingeschlagen, den das

Französische mit den lateinischen Wortdoubletten genommen hat. Es wurde stets nur eine Form schließlich behalten, gewöhnlich die Allegroform: *mûr*, *sûr*, *chaîne*, in einzelnen Fällen blieb die Leutoform, wie: *séance*, *féal* usw., oder in gelehrten Wörtern wie *géant*.

Nahe verwandt mit dem rationellen und expressiven Sprechen dürfte sich wohl auch jene Modifikation erweisen, welche ich als **Kehlkopf-** und **Zungensprechen** bezeichnen möchte. Bei der Bildung der Vokale sind hauptsächlich die Stimmbänder beteiligt, während die Zunge zwar durch Heben und Senken den Resonanzraum im Munde verändert und dadurch die qualitative Färbung der Vokale bedingt, doch ist die Zungenbewegung hiebei eine ziemlich lässige. Schon die kleinste Veränderung in der Zungenstellung genügt, um eine merkliche Verschiebung in der Qualität des Vokals hervorzurufen, und jede stärkere Zungenaktion muß vermieden werden, da dieselben sofort von halbkonsonantischen Geräuschen begleitet wäre. Andererseits werden die Konsonantenverschlüsse und Engen größtenteils durch kräftige Zungenbewegungen und nur in der Minderzahl durch Bewegungen der Lippen oder der Gaumensegel hervorgerufen. Eine Sprache, welche vorwiegend die Vokale deutlich artikuliert, in den Konsonanten aber Abschwächungen leicht zuläßt, ist eine Zungensprache, bei der die Stimmbänder die Hauptrolle beim Sprechen zu übernehmen haben. Eine Sprache, welche umgekehrt die konsonantischen Geräusche mit besonderer Deutlichkeit artikuliert und festhält, vollführt starke Zungenbewegungen, zwischen denen die verhältnismäßige Ruhelage der Zunge während der Vokalartikulation gewissermaßen Ruhepunkte in den Artikulationsbewegungen darstellt. Nun können wir beobachten, daß die meisten Menschen in physisch herabgekommenem Zustand, bei Krankheit, Erschöpfung, im alkoholisierten Stadium, im Stadium der frühesten Kindheit usw. vorwiegend kehlkopfsprechen. Wir nennen das ein lallendes Sprechen. Während andererseits jeder von uns, der mit großer Lebhaftigkeit und unter starker Emotion spricht,

nicht bloß Tempo und Intensität der Schallbildung steigert, sondern auch unter den Lauten, insbesondere die Konsonanten, die mit starken Zungenbewegungen gebildet werden, überdeutlich artikuliert, daher der zischende, fauchende, sprudelnde Charakter des aufgeregten Sprechens. Auf die Sprachgeschichte übertragen, können wir auch diese beiden Momente sehr wohl beobachten. Das Latein, das zwischen Augustus und Commodian die Quantitäten überaus stark betonte, und die Vokalqualität, davon abhängig machte, das andererseits die deutliche Neigung besitzt, konsonantische Geräusche durch Assimilation, Lenition, Abstoßung der Auslautkonsonanten artikulatorisch herabzusetzen, zeigt uns den Typus eines Kehlkopfsprechens.

Als im 4. Jh. die Tendenz einsetzte, die ursprünglich stark geschiedenen Vokalquantitäten zu nivellieren, die Vokale selbst teilweise zu diphthongieren, vollzog sich vielfach eine Verschiebung in den physiologischen Vorgängen insofern, als die verhältnismäßige Ruhe der Sprechorgane während der Vokalartikulation den ungeduldigen Sprechern zu lang gewesen wäre. Nicht etwa, daß ein aufgeregtes Zungensprechen das Kehlkopfsprechen abgelöst hätte, ist aber offenbar die Steigerung des Redetempos die Ursache gewesen, daß das alte quantitative Sprechen aufgegeben wurde. Dieser Steigerung des Redetempos ist wohl auch zuzuschreiben, daß eine **neue Art von Silbenrhythmus** sich einstellte, welche noch stärker als dies in der quantitierenden Periode des Lateins der Fall war, jeden Vokal zunächst kräftig einsetzen ließ, dann aber in der Artikulationsbewegung rasch nachließ und nicht nur den Vokal, sondern auch die unmittelbar darauf folgenden Konsonantengeräusche mit herabgesetzter Artikulationstätigkeit bildete. Erst unmittelbar, bevor ein neuer Vokal zu sprechen war, setzte neuerdings die verstärkte Artikulationstätigkeit ein, welche wieder nicht bloß den Vokaleinsatz, sondern auch den ihm vorausgehenden Konsonanten wieder kräftigst zum Ausdruck brachte. Das ist der **Silbenrhythmus** der sogenannten **starken und schwachen Stellung**, der in der romanischen

Sprachgeschichte für die Entwicklung der Konsonanten von bestimmendem Einfluß war.

Bezüglich dieses Silbenrhythmus sind zwei Momente zu beachten: Einerseits ist die Artikulationstätigkeit, wie gesagt, während der Vokalbildung die geringste, während der Konsonantenbildung die kräftigste, andererseits steht aber der akustische Lautwert hiezu in gerade umgekehrtem Verhältnis, da der Vokal am deutlichsten, der Konsonant am wenigsten gehört wird, und zwar unter den Konsonanten wieder der Verschlußlaut, der die größte Artikulationstätigkeit bedingt, die geringste Fähigkeit besitzt, auf das Ohr des Hörenden Eindruck zu machen. Wenn jedesmal vor dem Artikulieren eines Vokals die Intensität der Organbewegung zunimmt, so liegt dem, wie wir wohl nicht zweifeln können, das Bestreben zugrunde, den schallkräftigsten Teil, den Vokal oder Silbengipfel möglichst deutlich zu Gehör zu bringen. Das rasche Sinken der artikulatorischen Kraft, nachdem der Silbengipfel erreicht ist, kann wohl nur auf ein sehr eiliges Redetempo in Verbindung mit einer ausgesprochenen Sparsamkeit der Sprachenergie zurückgeführt werden, welche sofort einer kleinen Erholungspause bedarf, um den nächsten Silbengipfel wieder zu bilden.

Grundverschieden von dieser Tendenz, bei den konsonantischen Geräuschen die nachtonigen schwachgestellten und die vortonigen starkgestellten Konsonanten deutlich auseinanderzuhalten, ist die Neigung zu konsonantischer Kontaktwirkung oder **Kontaktassimilation,** die im Romanischen verhältnismäßig weniger als in anderen Sprachen zur Durchführung gelangte (vgl. lat. *faχtu* ⟶ spanisch *hecho*, prov. *fach* im Gegensatz zu port. *feito*, nordfrz. *fait*, piem. *fait*).

Das größte Feld der Tätigkeit war ihr eröffnet worden bei jenen konsonantischen Veränderungen, die als konson. **Lenition** zusammengefaßt werden können, bei der wir eine **intervokale** Lenition, welche für Verschlußlaute hauptsächlich in Oberitalien, Frankreich und Spanien, in ge-

ringerem Maße, wenn auch zeitlich schon viel früher auch in Unteritalien und Südsardinien zur Durchführung kam, und eine **postliquide** Lenition unterscheiden, die hauptsächlich für Unteritalien charakteristisch ist, in geringerem Maße aber auch in Oberitalien, besonders bei den Ladinern in der Provinz Béarn und auf der iberischen Halbinsel auftritt. Am Beginn setzt die Lenition zunächst bei dem stimmhaften Verschlußlaute *b* ein, welcher schon in vulgärlatein. Zeit allgemein zur stimmhaften Spirans *v* wurde, während das Gleiche beim gutturalen Verschlußlaut, nur vor tonlosem *i* seit augustäischer Zeit durchgeführt wurde (*frigidus* —→ *fridus* usw.), wogegen der dentale Verschluß nur in Südfrankreich schon in der Zeit des Consentius der Lenition (Rotazismus) unterworfen werden konnte. Auch die Lenition beruht ebenso wie die Behandlung der schwachgestellten Konsonanten auf einer Herabsetzung der artikulatorischen Tätigkeit; sie unterscheidet sich aber von dieser darin, daß im Wege der Kontaktassimilation nicht bloß die Implosiva des Verschlußlautes, sondern auch die Explosiva herabgesetzt wird, daß mithin die Verstärkung der Artikulation vor dem neuen Silbengipfel unterbleibt. Während die Hervorhebung der starken Silbenteile auf einer gewissen Emphase im Sprechen beruht, wird dieses Moment bei den lenierten Konsonanten außer acht gelassen. Ob auch hier, wie wohl möglich, eine weitere Folge der Steigerung des Redetempos vorliegt, oder, wie Wundt für die Kontaktassimilation überhaupt anzunehmen geneigt ist, die Sprachökonomie allein maßgebender scheint, kann im Wege der reinen Theorie natürlich nicht gut entschieden werden.

33. Anläufe, den Lautwandel mit Hilfe derartiger lautlicher Kombinationen zu klassifizieren, sind wohl schon verschiedentlich gemacht worden, und unter ihnen hat namentlich der Versuch von Schuchardt in Z. f. r. Ph. Bd. IV, bes. S. 140ff. die Lautentwicklung der neukeltischen Sprachen mit der romanischen zu vergleichen, einen

nachhaltigen Einfluß auf die Sprachforscher ausgeübt. Im großen und ganzen war aber die Auffassung der romanischen Linguisten durch die Entwicklung der Dialektkunde (vgl. § 13) und den jeweiligen Stand der indogermanischen Sprachforschung von anderen Gedanken zu sehr erfüllt, als daß man dieser Seite der Lautgeschichte jene Beachtung gewidmet hätte, die sie verdient. Im wesentlichen wurzelten die durch die Renaissance wieder erweckten antiken Vorstellungen vom Wesen des Lautwandels in der Wissenschaft viel zu fest, als daß man sich von der grammatischen Überlieferung radikal genug losgesagt hätte. Auch in der Antike hatte man sich bereits mit dem Problem befaßt, und hiebei hauptsächlich zwei Klassen unterschieden: Den sogenannten **Barbarismus**, das sind jene Lautveränderungen, welche eine Sprache in stammesfremdem Mund erfährt, und den **Solözismus**, das ist jene Entstellung in der Lautgebung, die aus organischen Sprachfehlern, oder auch ungewolltem Sichversprechen resultieren. Man kann sagen, daß fast alle vorjunggrammatischen Theorien über den Lautwandel mehr oder weniger deutlich auf diese beiden Grundanschauungen zurückweisen. Der Barbarismus ist als Motiv bei den lautlichen Veränderungen hauptsächlich von Biondelli und in modifizierter Weise von Ascoli vertreten worden, und findet mehr oder weniger auch noch heute Anhänger. Der Solözismus lebt als sogenannter sporadischer Lautwandel in den Theorien eines Diez, eines Ascoli usw. wieder auf und könnte, im Grunde genommen, jener Theorie über die Entwicklung des Vulgärlat. und der daraus resultierenden romanischen Sprachen als Unterlage dienen, welche namentlich von Mohl verteidigt, in den stark übertriebenen umbrisch-oskischen Beimengungen des Umganglateins den Ausgangspunkt für jene Abweichungen erblickt, in denen sich die romanischen Sprachen prinzipiell vom Schriftlatein unterscheiden. Praktisch hat weder der eine noch der andere Grundsatz die vorhandenen lautlichen Veränderungen in befriedigender Weise zu erklären vermocht. — Bei zahlreichen lautlichen Veränderungen war und ist man

allerdings geneigt, eine **ethnographische Unterlage** derselben anzunehmen. So wird im Spanischen der Wandel von anlautendem *f* ⟶ *h* mit der auffallenden Unsicherheit in Verbindung gebracht, welche das Baskische in der Behandlung der labialen Konsonanten in lat.-roman. Lehnworten aufweist, und die sich auch in den römischen Inschriften bei iberischen oder auch bei lateinischen Worten **in iberischem Munde** zeigt. — Von Baist in Gröbers Grundriß I, 2, 898 ist dargetan worden, daß dieser Lautwandel von *f* ⟶ *h* jedenfalls jünger ist als die arabische Invasion und mithin ein Zusammenhang mit den längst ausgestorbenen vorrömischen Idiomen in Spanien nicht bestehen kann. Mit der **gallischen Sprechweise** verband Ascoli den frz. Lautwandel von *u* ⟶ *ü* und *a* ⟶ *e*, die Nasalierung, den Schwund der Auslautvokale, Meyer-Lübke den Lautwandel von *ct* ⟶ *χt* und die Lenition. Mit dem **Illyrischen** wird in Verbindung gebracht der Wandel von *u* ⟶ *ü* im Altdalmatinischen, in gewissen Mundarten Unteritaliens und in den lat. Lehnworten des Albanesischen. Mit dem **Etruskischen** verbindet man die sogenannte gorgia Fiorentina: *k* ⟶ *h*. Mit dem **Altbulgarischen** verknüpft man den Lautwandel *a* ⟶ *â* im Rumänischen usw. Keine dieser Annahmen kann einer sachlichen Kritik ernstlich standhalten. Der Wandel von *a* ⟶ *e* ist unter den frz. Lautwandlungen freier Tonvokale einer der jüngsten und vielen der romanisierten Gebiete völlig fremd geblieben, welche sich auf altgallischem Boden befinden. In Oberitalien weist gerade das gallische Kernland, die heutige Lombardei, nur sehr geringfügige Spuren eines derartigen Lautwandels auf, während andererseits das emilianische *a* ⟶ *e* nicht bloß den Rubicon überschreitet, sondern auch über den Appenina hinweg bis Arezzo und zum Trasimenischen See, also weit in alttoskanische Länder hineinreicht. Der Wandel von *u* ⟶ *ü* greift in der Provinz Genua auf ligurisches Gebiet über, fehlt in der sonst typisch sogenannten galloromanischen Mundart der östlichen Emilia und das Friauls; er fehlt im Wallonischen und im Kanton Wallis (der sonst lauter rein keltische Ortsnamen und zahl-

reiche dialektische Worte keltischen Ursprungs aufweist), er fehlt den Keltiberern Spaniens, deren Wohnsitz im heutigen Altkastilien lagen, findet sich aber in Portugal, also im Stammgebiet der Lusitanier, von deren keltischem Charakter kein einziger Schriftsteller uns irgend etwas berichtet, so bedeutungsreich und wichtig das Volk der Lusitanier für die Römer war. Vor allem aber fehlt er, was Ascoli noch nicht wußte, im Altgallischen selbst und ist in den neukeltischen Sprachen wohl erst nach der Romanisierung der römischen Provinz Gallien im Neukeltischen zur Durchführung gelangt. Der Schwund der Auslautvokale setzt nach *r* besonders im Infinitiv schon im Vulgärlatein ein, erstreckt sich in verschiedener Durchführung über den größten Teil des romanischen Gebietes, wo nur die Toscana, die großen ital. Inseln, die beiden südlichsten Ausläufer der Halbinseln Italiens, und die südlichen Stämme der Arumunen von ihm so ziemlich verschont blieben. Der angeblich keltoromanische Lautwandel *kt* → χt, der allerdings dem alten Gallien eigentümlich war, wo er jedoch auf ganz anderer Grundlage beruhte, da hier auch jedes *p* zur gutt. Spirans wurde, ist auf der ganzen iberischen Halbinsel und in Ligurien zu Hause, die niemals von Kelten in dieser Ausdehnung bewohnt waren, und scheint mit gewissen Lautveränderungen in den lateinischen Lehnworten Albaniens, Dalmatiens und Rumäniens in unmittelbarem Zusammenhang gestanden zu haben, obwohl Meyer-Lübke in seinen 'Mitteilungen des rumänischen Instituts' sich gegen eine solche Annahme ausspricht. Die Lenition ist ebenfalls eine gemeinromanische Erscheinung, die sich nicht auf Verschlußlaute beschränkt, die gerade in Spanien wesentlich früher belegt erscheint als in der Provinz Gallien, und in Rumänien neben der gemeinromanischen Lenition des intervok. *b* auch den sogenannten Rotazismus des *n* als einschlägige Lautveränderung aufzuweisen hat. So kann man Schritt für Schritt die auf der alten Vorstellung von Barbarismus aufgebauten Lauttheorien gerade im Romanischen als unhaltbar nachweisen, insofern romanische Lautveränderungen in unmittelbaren zeitlichen

Zusammenhang mit vorrömischen Völkern gebracht werden. Anders steht es mit der merkwürdigen Tatsache, daß in gewissen Gegenden ein und derselbe Lautwandel zu wiederholten Zeiten aufzutreten scheint. So kann für die dem oberen Kanton Wallis und Engadin eigentümliche Konsonantierung von Vokalen (*hora* ⟶ *ogra*, *cor* ⟶ *kokr*), die auf dem sogenannten Stoßton zu beruhen scheint, die Vermutung ausgesprochen werden, daß schon in Römerzeiten die Alpengegenden ähnliche Lautveränderungen kannten. Vgl. 'Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung' Bd. 37, S. 644. In ähnlicher Weise dürfte für Nordfrankreich eine zweimalige Lenition des Tenues anzunehmen sein (*seta* zu *soie* älter als *auca* zu *oue*), und mag auch der span. Wandel von *f* ⟶ *h* eine Wiederholung von lautlichen Veränderungen darstellen, die sich in ähnlicher Weise schon bei den alten Iberern gezeigt hatten; wenn solche Wiederholungen auftreten, so beruhen sie aber keinesfalls direkt auf dem Barbarismus, sondern zeigen nur, daß bestimmte, sprachändernde Tendenzen auch mit einem Umlernen der Ausdrucksweise einer ganzen Sprachgemeinschaft nicht immer aufgehoben erscheinen.

34. Nicht alle Worte haben an jenen Lautveränderungen Anteil, welche man bei ihnen voraussetzen sollte. Namentlich solche, welche in verhältnismäßig später Zeit in einer Sprachgemeinschaft Aufnahme gefunden haben, können einer Lautregel sozusagen entgehen, und in den romanischen Sprachen haben wir zwei große Wortklassen zu unterscheiden, die für die Konstituierung eines Lautwandels nicht in Betracht kommen: Die **Lehnworte**, die in später Zeit aus anderen Sprachen übernommen wurden, und die **Buchworte**, die der Volkssprache entfremdet, nur im literarischen Latein zunächst ihr Dasein fristeten, infolge des Einflusses der Kirche und des Studiums der alten Schriftsteller im Verlaufe des Mittelalters seit karolingischer Zeit, dann in der Zeit der Scholastik und insbesondere während des Humanismus von den romanischen Völkern neuerdings rezipiert wurden, und alle jene Lautänderungen ver-

missen lassen, die in den Erbworten in früheren Epochen vollzogen worden waren. Es sind sogar Fälle nicht selten, wo eine ältere erbwörtliche Form einer späteren Latinisierung unterworfen wurde, und auf diese Weise eine bereits bestehende volkstümliche Lautgebung aufgehoben erscheint. Wenn z. B. der heutige Venezianer für 'Volk' *popol*, der heutige Mailänder für 'Gefahr' *pericol* sagt, so hat man sich vor Augen zu halten, daß im Mittelalter in der venezian. Mundart für Volk *puovolo*, im Mailändischen für Gefahr *priguer* geschrieben wurde. Ähnliche Erscheinungen im Franz. und Span. Auf solchen Prozessen dürften wahrscheinlich die sogenannten **halbgelehrten Wörter** wie ital. *chiesa* für *ecclesia*, frz. *siècle* für *saeclum* usw. zurückzuführen sein. Man könnte allerdings die Entstehung von *siècle* sich so denken, daß der Wandel von *e* ⟶ *ie* jünger ist als der von *cl* ⟶ *l'*; das entspricht aber keineswegs dem, was wir sonst über die Chronologie des Lautwandels wissen, vielmehr müssen wir voraussetzen, daß aus einer lat. Langform ein afrz. **sièvle*, wie **tievde*, **espadle* usw. in Frankreich ursprünglich üblich waren. Die Gebildeten sprachen in korrekter Weise den Lateinern eine Form *secle* für *saeculum* nach und die Form *siecle* wäre demnach eine **kontaminierte Form** zwischen beiden untergegangenen Grundtypen. Neben solchen ziemlich komplizierten Prozessen kann aber die Sprache auch einen direkten Weg vermittels einer **Überentäußerung** genommen haben. In einer Mundart *A* wird jedes lat. *au* ⟶ *ou*, jedes lat. *ol* ebenfalls zu *ou*, also *multum* ⟶ *mout*, *s ulto* ⟶ *stout*, *laudo* ⟶ *loudo*, *gaudere* ⟶ *goudere*; in der Nachbarmundart *B* blieb das *l* erhalten. Wenn nun von der Mundart *A* etwa ein Wort wie *laudo* oder *gaudere* in die Mundart *B* verpflanzt wurde, so könnte im Wege der Lautumsetzung sich sehr leicht eine Aussprache *goldere* oder *loldo* einstellen, die wir in solchen Grenzgebieten tatsächlich in Oberitalien und in der Toskana beobachten können. Schon in der Sprachgeschichte des alten Rom spielen solche dialektische Erscheinungen, welche die klassischen Philologen

Hyperurbanismen nennen, eine große Rolle, und sind im Romanischen vielfach Ursache, daß selbst späte Lehnworte lautliche Veränderungen aufweisen, die längst vor dem Aufkommen des betreffenden Wortes bereits durchgeführt worden waren. Alle diese Faktoren erschweren häufig in außerordentlicher Weise die Sichtung jenes Wortmaterials aus dem eine Lautregel in exakter Weise abgeleitet werden kann, und es wird das Bestreben eines jeden Sprachhistorikers sein, seine lautgeschichtlichen Untersuchungen womöglich auf solche Ausdrücke zu gründen, die in der Zeit des betreffenden Lautwandels sicher schon der Volkssprache angehört haben. Man sollte meinen, daß eine Klasse innerhalb des Wortschatzes gerade für solche Absichten besonders geeignet erscheinen sollte, nämlich die **Ortsnamen**, welche, wenn früh genug entstanden, vor allen Wanderungen und Entlehnungen gefeit erscheinen. Eine nähere Untersuchung des Materials hat freilich gezeigt, daß auch hier die Schwierigkeiten nicht geringer sind als bei den übrigen Ausdrücken, ja daß dieselben Hindernisse, die im allgemeinen Wortschatz der Konstituierung von Lautgesetzen entgegentreten, auch bei Ortsnamen vorkommen, und hier oft besondere Komplikationen aufzuweisen haben. Zahlreiche Ortsnamen, besonders solche von Städten, Völkern und Ländern, mitunter aber auch von ganz kleinen Weilern und Gehöften, sind ausgesprochene **Buchworte**, die nur von den gebildeten Gesellschaftskreisen faktisch gebraucht wurden; hieher gehören die Städtenamen Venezia, Spezia, Marseille u. a. Es kommt aber auch vor, daß Ortsnamen wandern können, als sogenannte **Kolonialnamen** von einer Stadt auf eine andere übertragen werden, wie wir dies im weitesten Umfang in den jüngeren Kolonien beobachten, wie es jedoch auch für das mittelalterliche Europa festgestellt werden kann. In Sizilien begründete z. B. Friedrich II. eine Stadt *Rometta* und dicht daneben ein Dorf *Venezia* und eine Burg *Spadafuora*. Die beiden Orte benannte er zu Ehren seiner größten Feinde: Rom und Venedig, und das Schloß ist eine Imperativbildung, welche die kriegerische

Gesinnung des Kaisers kennzeichnen soll. Jedenfalls bleibt aber eine Tatsache bestehen, daß gerade das Studium der Ortsnamen für die Konstituierung der romanischen Lautgeschichte von besonderer Wichtigkeit ist, und zwar wegen eines ganz anderen Grundes. Während die lat. Orthographie und die Latinisierung der Redeelemente seit der großen Lateinreform Karls des Großen die Anzeichen über den damaligen Stand der Aussprache in den Volksmundarten, in Urkunden, Geschichtswerken und sonstigen Literaturprodukten fast völlig ausmerzte, die während der Völkerwanderung in nicht unbeträchtlicher Zahl sich bereits in die Latinität jener Zeit eingeschlichen hatten, konnten die Schreiber bei der Wiedergabe der Ortsnamen nicht immer einem klassischen Vorbild folgen, sondern mußten sich vielfach auf das eigene Ohr verlassen und den Lautstand der Ortsnamen in jener Weise wiedergeben, wie sie ihn vom Volke zu hören gewohnt waren. Zwar fehlt es an latinisierten Ortsnamenschreibungen zu allen Zeiten keineswegs und vielfach haben volksetymologische Umdeutungen lateinischer Ortsnamenformen geschaffen, die mit der ursprünglichen Form des Namens in keinerlei Zusammenhang mehr stehen. Neben dieser latinisierten Wiedergabe von Ortsnamen sind aber ziemlich phonetische Transkriptionen seit dem 7. Jh. und späterhin nicht selten, und bilden eine wichtige Fundgrube für den Stand der romanischen Sprachen und Mundarten vor jener Zeit, wo das Romanische in zusammenhängenden, genügend lokalisierten Sprachdenkmälern uns erhalten ist. Zur Methode der ON.-Forschung ist vorläufig viel in der Einführung Meyer-Lübkes zu finden. Als Versuch einer systematischen Darstellung eines engeren Gebietes nach modernen Gesichtspunkten mag Vers. Geographia raetica (GRM. II, S. 299, 357) gelten.

Aufgaben der literarhistorischen Forschung.

35. Während die Grammatik die geschichtliche Entwicklung der Sprache innerhalb einer Sprachgemeinschaft untersucht, ohne dabei den Wirkungen, welche die Sprechakte hervorrufen, Rechnung zu tragen, faßt die **Literaturgeschichte** alle jene Sprechakte in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge zusammen, welche dem Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft erhalten blieben und von denen eine bestimmte Wirkung auf die Sprachgemeinschaft ausging, die in dem Sprechakt selbst ihren Ausgangspunkt nimmt. Wenn man will, bedeutet mithin die Literaturgeschichte nichts anderes als die **Erziehung einer Sprachgemeinschaft durch die Sprache.** Die Wirkungen selbst können verschiedenster Art sein; sie können fördernd und verderblich wirken; sie können einander widerstreben oder sich vereinigen zu einer bestimmten Richtung oder Tendenz, immer aber ist es das Sprechen, welches diese Selbsterziehung der Menschen ermöglicht, und darum ist es Aufgabe der Sprachforscher, sich auch mit dieser Seite der menschlichen Sprache auf das eingehendste zu beschäftigen, ohne allerdings zu vergessen, daß dieser Erziehung durch die Sprache keine ethische Wertung und vor allem keine pädagogische Absicht zugrunde liegt. Gerade weil die Wichtigkeit und Bedeutung der Literatur eine so große, ja so selbstverständliche ist, daß es keiner weiteren Worte bedarf, um die Notwendigkeit dieses Studiums den Studierenden vor Augen zu halten, pflegen die Anfänger, die Dilettanten und alle jene, welche mit der Philologie noch wenig Fühlung genommen haben, zu allererst diesem Zweige der Philologie zuzustreben. Wir besitzen ja — Gott sei Dank — so inhaltsreiche, so geistvolle, so wohlgeordnete Literaturgeschichten, die sich wie der Roman eines Volkes lesen, daß auch der unkundigste Anfänger mit Leichtigkeit in diesen Zweig der Wissenschaften einzudringen glaubt.

Gerade in diesem Vorzug liegt aber auch eine schwere Gefahr für den wissenschaftlichen Betrieb, ja für die ge-

samte Philologie überhaupt. Man kann es fast als Regel aufstellen, daß die Studierenden, die sich zu den Universitätsprüfungen melden und sich angeblich literarhistorisch ausgebildet haben, vor lauter Literaturgeschichte die Literatur selbst nicht mehr sehen. Das ist ein Übelstand, der nicht genug zu rügen ist. Wenn ein Prüfungskandidat darüber Rechenschaft abgibt, in wieviel Kreise die altfrz. Chanson de geste eingeteilt wird, wenn er sämtliche Dichtungsarten der provenzalischen Lyrik aufzuzählen vermag, wenn er über die Chronologie und Reihenfolge der Werke Voltaires Aufschluß geben kann, ohne auch nur eine einzige Chanson de geste zu kennen, eine größere Sammlung von Troubadourliedern oder einen der vielen Bände „Voltaire" in Händen gehabt zu haben, so ist das schlimmer als wenn der Grammatiker eine grammatische Form zitiert, die er nie im Kontext gelesen hat.

Wie jede Geschichtskenntnis, so soll auch die Kenntnis der Literaturgeschichte nicht aus Handbüchern, sondern aus ihren Quellen fließen und darum ist es die erste **Aufgabe des Literarhistorikers,** zu lesen, zu lesen und wieder zu lesen. Nicht schnell und flüchtig, sondern langsam, wie z. B. Faguet in seinem geistreichen Buch L'art de lire dargelegt hat. Das wissenschaftliche Lesen eines Werkes ist in der Tat eine Kunst, die der Fachmann erst im Verlauf der Jahre durch anhaltende Beschäftigung mit seiner Wissenschaft erwirbt, und welche die Grundlage des literaturgeschichtlichen Studiums bildet. Diese Kunst des wissenschaftlichen Lesens nennen wir kurzhin **literarhistorische Kritik.**

36. Das **wissenschaftliche Lesen** eines Literaturdenkmals unterscheidet sich vom naiven Lesen dadurch, daß es einen bestimmten Zweck verfolgt, es will nicht bloß die Wirkung, die von dem betreffenden Literaturdenkmal ausgeht, in sich aufnehmen, sondern es will sich dieser Wirkung auch bewußt werden, und das Literaturdenkmal selbst innerhalb der Geschichte seiner Sprachgemeinschaft einordnen. In erster Linie wird der Literarhistoriker in den Literatur-

denkmälern die Produkte einer bestimmten **Zeit** erkennen und diese Zeit selbst an den Produkten untersuchen. Bei jedem Satz, den er liest, wird er sich vergegenwärtigen, wie derselbe in seiner Zeit gewirkt haben muß und gewirkt haben kann, oder, falls die Datierung eines Literaturdenkmals eine unsichere ist, die Frage aufwerfen, in welcher Zeit dasselbe besonders wirksam gewesen sein könnte. Hand in Hand damit geht natürlich die Frage nach dem **Ort**, wo ein Literaturdenkmal zu lokalisieren ist. Dann erst, unter Hinblick auf diese zwei Vorfragen, kann von einer ersprießlichen geistigen Aufnahme des Literaturdenkmals selbst die Rede sein. Was diese betrifft, so ist der Vorgang, der sich beim Lesen abspielt, je nach der Art des Literaturdenkmals ein mehr oder weniger komplizierter.

Ist das Literaturdenkmal von geringem Umfang, so wird auch **die Wirkung** (vgl. §§ 4, 5), die von ihm ausgeht, einen ziemlich einfachen oder einheitlichen Charakter tragen. Außer dem Sprechakt selbst, der rezipiert wird, werden vielleicht noch einige Gefühle, einige Gedanken im Rezipierenden wachgerufen, die hinzutreten und eine vorübergehende Wirkung bilden, jedoch wird der Eindruck, den der Sprechakt selbst hervorruft, über diese Wirkung derart dominieren, daß die stilistische Kritik eine wesentlich größere Rolle im Geiste des Aufnehmenden spielen muß als die literarische Kritik. Schon aus diesen beiden Termini der **stilistischen und literarischen Kritik** ist zu ersehen, daß die Literaturgeschichte hier in unmittelbarer Berührung mit der Stilistik steht, die den Literarhistoriker um so mehr beschäftigt, je inhaltsärmer die literarische Wirkung selbst ist. Hat aber der Studierende ein Literaturdenkmal größeren Umfanges kennen gelernt, so wird die Wirkung, die es auslöst, so manche Phase durchzumachen haben, ehe der Leser oder Hörer sich selbst zu sagen vermag, er habe dieses Literaturwerk in sich aufgenommen.

Unmittelbar nachdem die Eindrücke, welche die lange Serie von Sprechakten in ihm hervorriefen, vorüber-

gerauscht sind, stellt sich eine Art von **Gesamtwirkung** ein, die in einer gefühlsmäßigen Wertung des eben Aufgenommenen, ohne klares Verständnis, ohne Überblick über die Materie, zum Ausdruck zu kommen pflegt. Dies ist die Wirkung, welche ein Drama im Theater in uns zu hinterlassen pflegt, dieses Gefühl beschleicht uns, wenn wir einen Roman oder ein Epos gelesen haben. Vom Gehörten oder Gelesenen hat unser Gedächtnis eine Fülle von Zügen festgehalten, die wir zwar zunächst nicht in geordneter Reihenfolge zu reproduzieren vermögen, da die einzelnen Elemente der Gedankenreihen je nach der **Tiefe des Eindruckes,** den sie hinterließen, und nicht nach ihrer chronologischen Aufeinanderfolge, uns wieder bewußt werden, die uns aber doch bei gutem Gedächtnis eine vollständige Kenntnis dessen, was das Literaturdenkmal besagt, sicher stellen. In dieser Phase der literarischen Wirkung beschäftigen wir uns vornehmlich mit dem **Stoff** des Literaturdenkmals. Erst allmählich übt sich unser Geist in der Reproduktion der einzelnen Partien des Literaturdenkmals so weit, daß er verstehen lernt, wieso diese Teile untereinander zusammenhängen und warum sie aufeinander gefolgt sind und aufeinander folgen mußten. Während wir selbst diese intellektuelle Arbeit leisten, verwandelt sich der Stoff des Literaturdenkmals zum **Inhalte**[1] desselben, und erst wenn wir den Inhalt völlig in uns aufgenommen haben, werden wir die **Form** zu würdigen imstande sein, in welche dieser Inhalt gekleidet wurde. Sind wir uns über diese drei Dinge klar, so wird schließlich auch die Frage in uns wachgerufen werden, ob in diesem Literaturdenkmal ein **Zweck** verfolgt wird, oder nicht.

So stellt die literarhistorische Kritik gewissermaßen eine Art Chrie dar, welche das Literaturdenkmal dem Mann der Wissenschaften zu beantworten aufgibt: Wann ?, Wo ?, Was ?, Wieso ? In welcher Weise ? Warum ? Diese Chrie

---

[1] Zur Unterscheidung von Stoff, Form und Inhalt vgl. Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft II, S. 5.

ist aber nicht eine scholastische Marotte, wie sie seinerzeit die älteren Rhetoren geliebt hatten, sondern sie entspringt einem natürlichen Prozeß, der sich in unserem Intellekt in dem Augenblick abspielt, in welchem wir Literatur gelesen haben und dadurch der erzieherischen Wirkung der Sprache teilhaftig werden.

37. Die notwendige Voraussetzung für die literarhistorische Kritik ist natürlich die, daß wir den Text verstehen und zwar nicht bloß im Sinne der Stilistik, sondern auch insoweit, daß wir uns vergegenwärtigen können, welche Wirkung von dem Werk auf die Zeitgenossen des Dichters ausgeübt werden mußte. Dieses Einfühlen in vergangene Zeiten ist nur bei großer historischer Sachkenntnis denkbar. Die historische **Sacherklärung**, welche dies ermöglicht, bezeichnen wir als **literarische Hermeneutik**, die nun allerdings viel weiter ausgreift als die stilistische Hermeneutik. Vor allem setzt sie eine Kenntnis der geschichtlichen Zustände, die in der Zeit der Entstehung des Literaturdenkmals herrschten, voraus, insoweit dieselben für das Literaturdenkmal selbst von Interesse sein können. Gerade das, was in den Chroniken und Geschichtswerken berichtet wird, spielt hiebei häufig genug eine untergeordnete Rolle. Die Historie pflegt ja die Ereignisse in großen Zügen zusammenzufassen und nur die wichtigsten Personen und die wichtigsten Geschehnisse aus der Fülle von Tatsachen herauszugreifen. Die Literaturdenkmäler aber gefallen sich in der Regel in der Ausmalung von Episoden und Umständen, deren Erwähnung zur Erreichung einer bestimmten literarischen Wirkung notwendig ist, die aber eine Kenntnis des Alltagslebens in älterer Zeit voraussetzen, über welche wir sonst kaum dokumentierte Auskunft zu erhalten vermögen. Für diese Seite der Geschichte wird man am besten den viel mißbrauchten Ausdruck **Kulturgeschichte** in Anwendung bringen, der hier in dem Sinne einer **Geschichte der materiellen Existenzbedingungen** gedacht ist. Die Aufgabe, welche der Literarhistoriker als Kulturhistoriker in diesem Sinne zu

lösen hat, ist keine geringe. Er soll nicht bloß die Herrscher und Kriege, die Schlachten und Staatsverträge in vergangenen Zeiten genau kennen, er soll sich auch von den Lebenseinrichtungen, die damals herrschten, ein Bild machen können, den Handel und Wandel in Haus und Familie, die materiellen Existenzbedingungen, unter denen die Leute lebten, erraten, um für sein Verständnis jene Voraussetzungen zu schaffen, die den Zeitgenossen des betreffenden Dichters etwas Selbstverständliches waren. Er soll wissen, wie das Leben bei Hofe sich abspielte, welche Aufgaben der Adel in der Feudalzeit zu lösen hatte, wie sich das Leben der Studenten und Söldner im 16. und 17. Jh. gestaltete, welche Rolle dem Bürgertum im großen Aufschwung des 17. und 18. Jh. zufiel. Und nicht bloß über die materielle Seite des Lebens muß er sich informiert haben, auch das **geistige Leben** vergangener Zeiten soll er begreifen gelernt haben. Er muß die **Geistesgeschichte** um so sorgsamer pflegen als gerade diejenigen Literaturdenkmäler, welche sich des größten Erfolges erfreuten, die in ihrer Zeit und in ihrem Publikum vorwaltenden Ideen am deutlichsten zum Ausdruck brachten. Schon aus diesem Grunde muß der Literarhistoriker in der gesamten Literatur seiner Zeit gründlich bewandert sein und der Romanist auch die lateinisch geschriebenen Werke eifrig studieren. Von besonderer Wichtigkeit für die Geistesgeschichte pflegt die **pädagogisch-didaktische Literatur** zu sein. — Nicht minder aber auch die **theologische Literatur,** insoweit sie keinen gelehrten Charakter trägt, sondern sich unmittelbar und in volkstümlicher Weise an die Bevölkerung wendet und dieser Ideen einimpft oder Gedanken, die im Volk selbst entstanden sind, in literarische Formen kleidet. Auch die **wissenschaftlichen** Anschauungen sind natürlich von Wichtigkeit und insbesondere von Bedeutung sind jene, die nach den Zeugnissen der Literatur selbst in weitere Kreise gedrungen waren, sowie endlich die **Rechtsanschauungen** für das Verständnis des sozialen Daseins einer vergangenen Epoche eine selbstverständliche Voraussetzung bilden. Auch **Vorurteil und Aber-**

glaube sind Spiegelbilder oder besser Zerrbilder des Geisteslebens einer bestimmten Zeitepoche und gerade hier vermag der Literarhistoriker im Bündnis mit dem Kulturhistoriker aus seinen Textkenntnissen so manchen Beitrag der Wissenschaft beizusteuern. Es ist selbstverständlich, daß der Literarhistoriker nicht immer in allen diesen Forschungsgebieten aus den Quellen zu schöpfen vermag, und daß er notwendig auf die Anweisungen und Belehrungen oft recht entlegener Forschungsgebiete angewiesen ist. Es ist aber unerläßlich, daß er auch in diese fernen Zonen übergreift und dankbar ist, es zu begrüßen, wenn Kunsthistoriker wie Viollet le Duc oder Alwin Schultz die literarische Hermeneutik förderten oder Historiker wie Ch. H. Langlois (La société frç. au XIII s.) literarhistorische Streifzüge unternehmen.

38. Die literarische Kritik und Hermeneutik geben also die wissenschaftliche Grundlage ab, auf der der Literarhistoriker den Bau der eigentlichen Literaturgeschichte aufbaut, indem er sich wieder zunächst mit dem Literaturdenkmal beschäftigt und dann die Frage aufwirft, wieso und durch wen dieses Denkmal entstanden ist. Noch ist ja durch Kritik und Hermeneutik nicht alles in dem Literaturdenkmal klargelegt, zunächst handelt es sich darum, die **Überlieferung** des Denkmals festzustellen. Insoweit es sich um Literaturdenkmäler aus neuerer Zeit handelt, sind die einzelnen Drucke und Auflagen, eventuell die vorhandenen Handschriften und Entwürfe für jedes einzelne Literaturdenkmal zusammenzutragen. Bei den älteren Literaturdenkmälern wird das Handschriftenverhältnis zu untersuchen sein und in beiden Fällen mit Hilfe der Stilistik jene Philologenarbeit geleistet werden, welche die Herstellung eines **kritischen Textes** erfordert.

Außerordentlich wichtige Hilfszweige der Geschichtsforschung werden hier dem Literarhistoriker unentbehrliche Hilfsmittel in die Hand geben: die **Paläographie**, welche Beurteilung und Entzifferung älterer Schriften ermöglicht und oft die einzigen Handhaben zur zeitlichen und

örtlichen Bestimmung einer Handschrift bietet, die **Handschriftenkunde,** welche die Art der Anfertigung der Handschriften, ihre Konservierung und die heute vorhandenen Handschriftenschätze kennen lehrt, und die damit zusammenhängende historische **Bibliothekskunde,** welche die Geschichte der mittelalterlichen Bibliotheken sowie die der einzelnen Handschriften, Inkunabeln usw. zum Objekte ihrer Forschung macht.

Eine selbstverständliche Folgerung, die jedermann daraus ziehen muß, bildet das Problem der **Entstehung des Literaturdenkmals**[1]. Insoweit der Autor des Denkmals bekannt ist, läuft die Beantwortung dieser Frage im wesentlichen darauf hinaus, jenen Teil der Lebensgeschichte des Autors genauest aufzuhellen, welche mit der Verfassung des Denkmals in Zusammenhang steht.

Eine weitere Aufgabe ist es endlich, klarzustellen, in welcher Weise das Literaturdenkmal dem Publikum zur Kenntnis gebracht wurde, ob es gesungen oder rezitiert worden war, womöglich, in welcher Weise sich eine musikalische **Exekution** vollzog, ob Vorlesen oder stilles Lesen die Kenntnis vermittelte oder ob endlich theatralische Aufführungen zu diesem Zwecke veranstaltet worden sind. Die Geschichte der Musik, die Geschichte des Theaterwesens bilden in dieser Hinsicht unerläßliche Voraussetzungen, die wieder, wenn sorgsam betrieben, ein ganzes Gelehrtenleben auszufüllen imstande sind und daher als selbständige Hilfszweige der literaturgeschichtlichen Forschung betrachtet werden können.

---

[1] Und zwar nicht bloß als „das Dichten", also jener Gedankenprozeß beim Niederschreiben des Kunstwerkes, das schon Augustinus als die Zusammenfassung einer Mehrheit zu einer Einheit bezeichnete (vgl. F. X. Kraus, Dante, S. 548), was wieder in unserem Falle identisch ist mit dem biologischen Stilproblem, das S. 29 charakterisiert wurde, — sondern alle jene Faktoren, die zur Aktion des „Dichtens" beigetragen und diesem vorausgegangen waren!

39. Wenn alle diese Voraussetzungen für das Verständnis eines Literaturdenkmals geschaffen sind, wird der Literarhistoriker die **Autorfrage** aufzuwerfen haben, jenes Problem, das wohl als eines der wichtigsten in seinen Gedankengängen zu bezeichnen ist. Wenn ein Autorname bekannt ist, wird er zunächst feststellen, welche literarischen Produkte unter seinem Namen gehen; er wird die Quellen, die für die Lebensgeschichte des Autors in Frage kommen, zusammentragen, die Daten, die für dieselbe daraus hervorgehen, auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen und sich bemühen, ein Bild zu entwerfen, wie das Leben jenes Mannes verlaufen war, in dessen Geist das Kunstwerk herangereift war. Wer einmal in die Werkstätte der Geschichtsforschung einen Blick getan und weiß, wie spärlich, namentlich für die ältere Zeit dokumentierte Quellen fließen, selbst wenn große Ereignisse ganze Völker in tiefgehende Gärung brachten, der wird begreifen, daß wir über so manches obskures Poetendasein kaum Kunde besitzen. Er wird dann kaum mehr staunen, wenn er hört, daß wir eigentlich von keinem der größten altfranzösischen Epiker den richtigen Namen mit Bestimmtheit angeben können. Dies gilt sowohl von Turoldus, dem Dichter des Rolandsliedes (s. u.) als auch von Chrestien de Troyes, von Guillaume de Lorris (der vermutlich eher de Lorey zu nennen ist, vgl. Verf. Rep. zum Rosenroman I), wie von Jehan Clopinel u. a. Stand, Schicksale, Lebenszeit der meisten mittelalterlichen Dichter müssen aus Anspielungen in ihren eigenen Werken mehr erraten denn bestimmt werden, aus denen wir gerade über die Äußerlichkeiten ihres Lebenslaufes weniger entnehmen können, als über ihren Bildungsgrad, ihre Gesinnung und ihren geistigen Charakter. Darum hat sich z. B. K. Voßler in seinen Troubadourstudien gerade dieser letzteren Seiten der Dichtergestalten zugewendet. Wie viel anderseits emsige Forschung trotz aller Sprödigkeit des Stoffes im Autorstudium zu leisten vermag, hat Karl Appel in seinem Bernhard von Ventadorn (Halle 1915) glänzend dargetan. Ein besonders schwieriges Kapitel der biographischen Forschung bilden vielfach die **Echtheits-**

untersuchungen, in denen Scharfsicht und Kombinationsgabe, stilistisches Feingefühl und historische Sachkenntnis sich oft vereinigen müssen, um zu einem halbwegs wahrscheinlichen Ergebnis zu gelangen. In der Regel sind es ja literarisch weniger hervorragende Leistungen, die absichtlich oder unabsichtlich durch den Namen eines berühmten Dichters gedeckt, ins Publikum gebracht wurden und meistens sind diese Falschbezeichnungen nicht ohne Grund zustande gekommen. Entweder läßt die Richtung, welche der Dichter wirklich vertritt, oder der Freundeskreis, in dem er verkehrte, eine solche Unterschiebung von vornherein nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen.

So haben die Literarhistoriker lange geschwankt, ob das in Terzinen verfaßte Glaubensbekenntnis und die Paraphrase des Vaterunser und Ave Maria, die unter Dantes Namen kursierten, dem Dichter wirklich zugemutet werden können. Selbst die dreisprachige Canzone *Ai fals riz per que traitz avetz* wird bis heute, trotzdem nur ein Teil der Handschriften sie unter dem Namen Dantes anführt, dem großen Dichter vielfach zugeschrieben. In beiden Fällen stützt sich das Urteil auf Unechtheit in erster Linie auf literarische Bewertungen, also auf jenen Gesamteindruck, den ihre Lektüre hervorruft, so lange das stoffliche Interesse vorwaltet. — Daß nach der formellen Richtung die schwersten Bedenken gegen die Canzone vorliegen müssen, liegt auf der Hand. Weder in der Zeit, da Dante sich mit dem Convivio beschäftigte, noch selbst vorher, als er die Bausteine zur Vita nuova zusammentrug, können wir gerade ihm hybride Sprachmischung zumuten, die ganz sinn- und zwecklos erscheint und für welche nicht einmal die zweisprachige Tenzone Raimbaut de Vaqueiras als Vorbild angerufen werden kann. Auch das Italienisch weicht von jenem Dantes ziemlich stark ab und ein Vers wie *Il mio cuor si crulla* scheint Dantes Sprachgebrauch zu widersprechen, der vielmehr in der Divina Comedia Inf. 25, Vers 9, sagt: *non potea con esse dare un crollo.*

Nicht weniger dornig gestalten sich dem Forscher oft Probleme tatsächlicher oder fingierter Anonymität. So berichtet eine Vorrede zu einem der ältesten und für die gesamte Geschichte des modernen Dramas überaus wichtigen Renaissancestück, daß der Verfasser desselben, Fernando de Rojas, den ersten Akt seiner 1499 (wahrscheinlich zum erstenmal) gedruckten Komödie von „Calisto e Melibea“, gewöhnlich „Celestina“ genannt, als anonymes Manuskript vorgefunden habe. Bekannt ist, daß Cervantes in seiner Vorrede zum Don Quixote sich einer ganz ähnlichen Fiktion bedient. Und so wird auch Ferd. d. R. von den meisten Literarhistorikern als Verfasser der ganzen, zunächst 16 Akte zählenden Celestina, die später bis auf 21 Akte anwuchs, angesehen. Dennoch wollen die Stimmen nicht schweigen, welche dies bestreiten. Wenn schon die als Autoren des ersten Aktes 1514 genannten Rodrigo Cota und Juan de Mena gewiß unverdient zu dieser Ehre kamen, so ist zu beachten, daß der erste Akt an sich eigentlich ein geschlossenes Drama (ein von listigen Dienern um sein Geld geprellter reicher Liebhaber) bildet, das vielleicht von Rojas am Schluß umgearbeitet wurde, und namentlich hinsichtlich der Länge sowohl den lateinischen Komödien als auch den damaligen italienischen Renaissancedramen besser entspricht als die überlange Celestina in ihrem vollen Umfange. Außerdem ist nicht recht verständlich, warum gerade der ziemlich harmlose erste Akt von Rojas verleugnet wurde, während er sich zu den späteren z. T. sehr kühnen Szenen mutig als Verfasser bekennt. Beim Don Quixote liegt die Sache anders: hier verstehen wir den Grund der Fiktion.

Sehr oft ist es auch in mehr als einer Beziehung wichtig zu erfahren, **welche Beurteilung die Werke eines Dichters im Verlaufe der Zeit erfahren hatten.** Für die ältere Literatur sind wir in dieser Hinsicht freilich meist auf gelegentliche Anspielungen in der zeitgenössischen und späteren Literatur angewiesen, die aber dann meist intensiv vom Literarhistoriker ausgebeutet werden und nur selten werden wir expressis verbis über die Aufnahme, welche die

Dichtungen gefunden haben, orientiert wie etwa in Peire D'Alvernhes Canzone: *Cantarai d' aquest trobadors*, oder in Bemerkungen der Troubadourbiographien.

Meist müssen wir uns auf anderes berufen: Auf die Zahl und Verbreitung der Handschriften, die uns überliefert werden, auf die Nachahmer und Fortsetzer, welche ein Dichter gefunden hat. Von einer der reizvollsten Dichtungen der altfranz. Literatur, der Chantefable von Aucassin und Nicolette, können wir mit aller Bestimmtheit sagen, daß sie bei den Zeitgenossen des Dichters offenbar wenig Anklang gefunden haben und dies ist um so auffälliger, als wir absolut keinen ästhetischen Grund zu entdecken vermögen, der dieser Dichtung im späteren Mittelalter die Anerkennung versagt haben könnte. Die erzählte Fabel schließt sich in ansprechender Weise den höfischen Romanen an und enthält des Wunderbaren und Belehrenden genug, um ihr auch im alten Frankreich Anerkennung zu sichern.

Wenn etwas fremdartig daran berührt, so ist es die Lokalisierung des Romans in Südfrankreich; wir werden in der Handlung in die nördliche Grafschaft Armagnac, an die Ufer der Baïse versetzt und der Dichter zeigt sich mit diesem Schauplatz seiner Dichtung wohl vertraut, kennt nicht bloß die Basken und ihre sonderbaren Volkssitten, er gebraucht auch Ausdrücke, wie *garris*, welche ein ausgesprochen gaskognisches Lokalkolorit der Erzählung verleihen. Dialektisch ist die Dichtung allerdings in die Grafschaft Hennegau zu verlegen, und man begreift im ersten Moment nicht recht, welche Beziehungen die beiden entfernten Landschaften miteinander verknüpft haben können. An und für sich kann die Verlegung einer Handlung in ein so abgelegenes Gebiet, wie es die Gascogne für das damalige Nordfrankreich ist, dem Geschmacke jener Zeit nicht widerstrebt haben, hatten doch auch Marie de France und Chrestien bretonische Lais ihren Erzählungen zugrunde gelegt, unter denen insbesondere die Schilderung der Jugend Percevaus das bretonische Lokalkolorit so getreu festhält, daß der Dichter selbst sich bemüßigt sieht, seine Hörer

darauf aufmerksam zu machen. Aucassin und Nicolette stellt mithin einen kühnen Versuch dar, dem Siegeslauf, den die Artuslegende seit Chrestien in der höfischen Literatur durchschritten hatte, ein Paroli zu bieten und den Bretonen der Artusdichter die Gaskogner entgegenzusetzen. Gerade von diesem leitenden Gedanken aus können wir vielleicht erraten, wieso der Dichter just die Gegend von Valence zum Schauplatz seiner Handlung gewählt hatte. Am Beginn des 13. Jh. wüteten in den Besitztümern der Grafen von Toulouse, denen damals auch die Grafschaft Armagnac zugehörte, der Albingenserkrieg und infolgedessen bestand für diese Gegend in den Adelskreisen gewiß gerade damals ein geistiges Interesse, das allerdings nach der Niederwerfung der politischen Macht der toulousanischen Grafen und der Konsolidierung der französischen Herrschaft unter Mithilfe der päpstlichen Inquisition gar bald wieder verschwand. Es war eine kurze Episode in dem jahrhundertelangen Ringen der englischen und der französischen Dynastie um die politische Hegemonie in den Adelskreisen, und so können wir verstehen, daß ein höfischer Dichter gerade in jener Zeit diese Konstellation ausnützen wollte, um die franz. Literatur durch einen neuen, originellen Stoff zu bereichern. Daß er damit nichts Dauerndes schuf, ist einerseits in der Gestaltung begründet, welche die politischen Schicksale Nordfrankreichs im Verlaufe des 13. Jh. erfahren hatten, wo sehr bald der englisch-französische Antagonismus wieder auflebte. Literarisch hat es aber auch darin seine Ursache, daß der Dichter von Aucassin und Nicolette weder imstande war, seine Erzählung auf jenes geistige und sittliche Niveau zu heben, welches Chrestien in seinen Artusromanen erklommen hatte, indem er deren sozialethische Probleme erweitert oder vertieft hätte (wie dies bald darauf G. d. L. in seinem Rosenroman tut) noch dominierende Gestalten von der Bedeutung Ywains, Parzivals oder Wilhelms in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellte. Chrestiens Artusromane tragen einen heroischen Zug, Aucassin und Nicolette ist eine Idylle.

und man darf nicht erwarten, daß ein zur politischen Leitung eines Landes berufener Stand, wie es der französische Adel war, diesen heroischen Zug gering eingeschätzt hätte. So wird es wohl die Tendenz gewesen sein, welche den literarischen Erfolg dieser sonst so reizvollen Dichtung beeinträchtigte, deren Wert von einzelnen gewiß begriffen worden war, sonst wäre die einzige Handschrift, die uns die Dichtung überliefert, nicht bis auf unsere Tage so sorgsam aufbewahrt worden, die aber zu früh kam, als daß sie von der späteren Vorliebe für Fabliaux und Diterzählungen hätte profitieren können, zu spät, als daß sie, gleich der Artuslegende, über die Chanson de geste triumphiert hätte.

40. Im Zusammenhang mit solchen Erwägungen steht dann die Untersuchung, der **literarischen Beziehungen** eines Dichters zur Mit- und Nachwelt. In älterer Zeit hält es oft sehr schwer, bei den spärlichen Daten, die wir über die Lebensschicksale der einzelnen Poeten besitzen, festzustellen, welche zeitgenössischen Dichter sich gekannt hatten, welche miteinander in geistigem Kontakt gestanden, von einander gelernt, miteinander möglicherweise konkurriert hatten. Besonders wichtig ist es daher, besonders in der älteren Literatur, sich synchronistische Tabellen der Literatur anzulegen, aus denen ersichtlich ist, welche Literaturdenkmäler in der gleichen Generation geschaffen wurden, und das Beispiel, das Gaston Paris in seinem tableau chronologique zur altfranz. Literatur gegeben hatte: La littérature française au moyen âge, S. 245, sollte namentlich von den Studenten, die sich mit Literatur befassen wollen, eifrig nachgeahmt werden, da nur auf diesem Wege einigermaßen ein Verständnis für die literarischen Tendenzen und Geschmacksrichtungen bestimmter Zeitperioden zu gewinnen ist. In neuerer Zeit, wo wir über die einzelnen Phasen ungleich besser informiert sind, wissen wir, von welcher Bedeutung die persönliche Bekanntschaft für das literarische Schaffen der Dichter, namentlich in ihren jüngeren

Jahren, ist. Die Pleiade, die Geschichte des frz. Klassizismus, der Enzyklopädisten, der Romantik bis in die jüngste Zeit hinauf, wie immer wieder die besten Köpfe einer jungen, aufstrebenden Generation sich untereinander über ihre Kunstziele und Ideale besprechen und jene Projekte ihres künstlerischen Schaffens gewissermaßen gemeinsam entwerfen, welche später der Literatur einen neuen, eigenartigen Stempel aufzudrücken vermögen, legen hiefür Zeugnis ab. Indem der Literarhistoriker solchen Problemen nachgeht, macht er den Schritt vom Studium der literarischen **Biographie** zur **literarischen Evolution.** So wie die Grammatik, so kennt auch die Literaturgeschichte neben der pragmatischen Geschichtsforschung die im biographischen Studium ihren Höhepunkt erreicht, auch eine evolutionistische Auffassung, die das Typische in den Literaturerscheinungen sucht und einheitlich zusammenfaßt.

Dies kann entweder im Stoff oder im Inhalt oder in der Form des Literaturdenkmals gelegen sein. Das evolutionistische Stoffstudium oder die **Stoffgeschichte** sucht festzustellen, welche Schicksale ein literarischer Stoff im Verlaufe der Zeit erfahren hat. Verhältnismäßig selten wird ein solcher Stoff ein getreues Spiegelbild eines **wirklichen Ereignisses** darstellen, wenn auch unleugbar eine große Anzahl von Dichtungen schließlich und endlich mit historischen Fakten zusammenhängt. Welchen Anteil die Geschichte an der Stoffgewinnung der epischen Dichtungen hatte, ist begreiflicherweise namentlich dort von Interesse, wo die Dichtungen Anspruch darauf erheben, als geschichtliche Quellen aufgefaßt zu werden und tatsächlich auch als solche in früherer Zeit gewertet wurden. In der Chanson de geste hat man es an Bemühungen nicht fehlen lassen, jene historischen Cantilenen aus ihnen herauszuschälen, welche unter dem unmittelbaren Eindruck geschichtlicher Ereignisse entstanden sein dürften. Nur in wenigen Fällen glaube ich, daß solche Versuche Anspruch auf gewisse Wahrscheinlichkeit erheben können, wie in der *Destruction de Rome*, wo metrische und inhaltliche Gründe zusammenwirken, um den

Wortlaut einer solchen Cantilene einigermaßen festzustellen. In den höfischen Dichtungen historische Elemente auszusondern, ist bereits wesentlich schwieriger und in der modernen Literatur nur insoweit von Interesse, als in historischen Dichtungen die geschichtlichen Quellen, aus denen der Dichter schöpfte, zum Quellenstudium (s. u.) Anlaß geben, oder in sogenannten **Schlüsselwerken** bewußt die Wirklichkeit nachzuahmen versucht wird. Auch wenn der Dichter nicht Anspruch darauf erhebt, geschichtliche Wahrheit zu berichten, so pflegt er dennoch und pflegte es besonders in älterer Zeit, ihm bereits überkommene Erzählungsstoffe für seine Zwecke zu verwerten, nur ganz selten wie etwa in den großen Allegorien des XIII. und XIV. Jh. läßt er der Phantasie vollständig freien Lauf.

Nächst dem historischen Studium ist daher das sogenannte **Quellenstudium** der literarischen Stoffe von größter Bedeutung, welches jenen Formen nachspürt, die der Stoff oder die Stoffe eines Literaturdenkmals in früherer Zeit angenommen haben. Unter den **erfundenen Stoffen** gehören zweifelsohne die Märchenstoffe und teilweise die Legendenstoffe zu den ältesten, die schon frühzeitig in Europa verbreitet, von der Literatur mannigfaltig aufgenommen und ausgearbeitet worden sind. Gerade die Geschichte der Märchenstoffe hat eine weite Ausdehnung genommen und bildet heute einen eigenen Zweig der Literaturforschung, welche vor allem eine ungewöhnliche Sprachkenntnis von fast allen Sprachen der alten Welt erfordert, so wie auch die Legendenforschung eines der schwierigsten und interessantesten Kapitel der Literaturgeschichte bildet. Selbst dort, wo der Dichter vollständig aus seiner Phantasie geschaffen hat, wie etwa Dante in seiner Divina Comedia, haben die Grundlagen, auf denen sich der Inhalt dieser Dichtungen aufbaut, meist schon früher in der Literatur Aufnahme gefunden. Wir dürfen nicht zweifeln, daß Dante nach seiner eigenen Darstellung die Inspiration zu seiner Höllenwanderung aus der Aeneis von Vergil genommen hat, doch ebensowenig kann es zweifelhaft erscheinen, daß

Dante bei der Ausgestaltung dieser Idee sich von jenen visionären Bildern der christlichen Hölle und des christlichen Himmels beeinflussen ließ, wofür wir in der italienischen Literatur bei Jaconino da Verona, wie in der französischen Literatur im Songe d'enfer Raoul de Houdenc's, im Rosenroman und in den Bearbeitungen der St. Patric-Legende genugsam Beispiele kennen. Ja selbst vor der Lyrik braucht die Stoffgeschichte keinen Halt zu machen, denn auch hier kann eine lyrische Dichtung entweder der Ausdruck einer wirklichen Empfindung sein, was den geschichtlichen Ereignissen in der Epik gleichzusetzen wäre, oder ein sogenannter konventioneller Ausdruck überkommener Wendungen und Gedanken, die der Dichter von anderen Lyrikern entlehnte und die in der Geschichte der lyrischen Literatur eine überaus große Rolle spielen. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Stoffgeschichte steht namentlich mit der sogenannten Volkspoesie das Problem der **Wanderung der Dichtungen.** Die Frage, was ein Volkslied ist, sei es lyrischen oder epischen Inhalts, hat wieder eine große Literatur in der Wissenschaft gezeitigt, bezüglich welcher in Frankreich auf Julien Tiersot, in Italien auf D'Ancona zu verweisen ist. Heute wissen wir, daß ein Volkslied, wenn es in weiteren Kreisen Anklang findet, und dies ist häufig der Fall, bei der Wanderung von Ort zu Ort zahlreiche Umformungen erfährt, wodurch gerade dieses Material zum Studium des konventionellen Elementes in der Lyrik besonders geeignet erscheint. Von der Stoffgeschichte nicht wesentlich verschieden ist natürlich die Motivengeschichte. Sie ist ja im Grunde genommen nur ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache. Ein Motiv stellt gewissermaßen das Rudiment eines literarischen Stoffes dar und wir können häufig genug verfolgen, daß ein umfangreicher Stoff einer Dichtung *a* in einer anderen als Motiv Verwendung findet. Die Beachtung der Motivengeschichte ermöglicht es, in erster Linie den Ideenkreis eines Dichters zu erfassen, freilich bedarf es großer Erfahrung und feinen, wissenschaftlichen

Taktes, da man bei einer rein äußerlichen Anwendung dieses Prinzipes bekanntlich zu den merkwürdigsten Trugschlüssen gelangen könnte.

41. Typische Momente im Inhalt der Literaturdenkmäler aufsuchen, führt vornehmlich zur Feststellung von **literarischen Schulen, Traditionen** oder **Richtungen.** Die Einflüsse, die von einem Dichter ausgehend, in den verschiedenen Literaturen Boden fassen, beschränken sich ja nicht darauf, daß die einzelnen Stoffe von Hand zu Hand wanderten und die verschiedenartigsten Ausgestaltungen erfahren konnten, auch die Art und Weise, wie die Stoffe in vorbildlich wirkenden Dichtungen zum Ausdruck kommen, wurde und wird von andern Dichtern immer wieder bewußt nachgeahmt. In erster Linie pflegt allerdings die eigene nationale Literatur vorbildlich auf die Dichter einzuwirken, daneben aber hatte insbesondere die Nachahmung der antiken Literatur gerade bei den romanischen Völkern begreiflicherweise eine dauernd große Rolle gespielt, und außerdem sehen wir auch, daß in jeder einzelnen romanischen Literatur die Schwesterliteraturen mehr oder weniger an der Bildung und Entwicklung des heimischen Literaturgeschmackes beteiligt sind. Wir unterscheiden dementsprechend in jeder Literatur eine nationale Entwicklungsrichtung, eine antikisierende Richtung und verschiedene internationale Geschmacksrichtungen, die mitunter die größte Bedeutung erlangt haben.

Die inhaltlichen Einflüsse können in zwei Formen sich geltend machen. Entweder in der **Übersetzungsliteratur,** die gewöhnlich die ersten Keime zu einer Nachahmung ausländischer Literaturgattungen erwecken, oder die eigentliche **Nachahmungsliteratur,** welche sich bald mehr in formeller Richtung, bald mehr in der Stoffwahl bemerkbar macht. In der neueren Zeit, in welcher die Literatur überwiegend von einem still lesenden Publikum aufgenommen oder mit großem Aufwand von Mitteln und Kosten auf ständigen Theaterbühnen vorgeführt wird, spielt der durch Lektüre

und Theaterbesuch gebildete literarische Geschmack eine so große Rolle, daß sich wohl kein Dichter von den ihm eingeimpften literarischen Traditionen ganz loszulösen vermag. Die **literarische Originalität,** an der das 19. Jh. gewiß nicht arm ist, ist jederzeit eine bedingte, und beschränkt sich immer nur auf einzelne Momente in der Dichtung, oder besser auf eine bisher noch nicht versuchte Kombinierung bereits bekannter Elemente der Dichtung. Wir können uns daher nicht gut vorstellen, daß irgend eine Literaturgattung gewissermaßen aus sich selbst entstanden wäre und so weit unser historisches Wissen reicht, sind wir auch fast immer in der Lage, die Quellen, aus denen die Dichter bei der Gestaltung des Inhaltes ihrer Dichtung schöpften, nachzuweisen. Nur wenn wir in die ältesten Perioden der Literaturen zurücksteigen, wird es schwer, jene Linien zu bestimmen, auf denen die literarische Nachahmung zu jenen gewaltigen Literaturdenkmälern geführt hatte, welche uns schon am Beginn der mittelalterlichen Literaturen entgegentreten. Das Rolandslied, die Cantar de mio Cid, die Divina Comedia sind gewiß nicht die ersten Literaturprodukte der drei großen Kulturnationen gewesen, jedoch wir können aus den spärlichen Resten, die uns aus noch älterer Zeit erhalten blieben, keine klare Vorstellung gewinnen, bei welchen Lehrern die Verfasser dieser Dichtungen in die Schule gegangen waren. Die Literarhistoriker haben daher seit jeher mit zwei Hypothesen gearbeitet, welche unsere mangelhaften Erkenntnisse ergänzen sollen. Einerseits mit der Annahme, daß eine hochentwickelte Literatur in langewährender mündlicher Tradition, die durch keine schriftlichen Denkmäler direkt überliefert wurde, in der Zeit von der Völkerwanderung bis in das 11. Jh. geblüht hätte, aus welcher die Dichter des Rolandsliedes und des Cid Stoff, Inhalt und Form übernehmen konnten, andererseits mit dem Glauben an eine schöpferische Gestaltungskraft, mit der die Verfasser jener Werke ausgestattet waren, welche jene aller späteren Dichter bedeutend übertroffen hätte.

Während die ältere Generation von Literarhistorikern mit Vorliebe in der ersteren Annahme die Erklärung für das scheinbar plötzliche Aufblühen der romanischen Literatur suchte, hat sich die neuere Zeit mehr und mehr zur zweiten Voraussetzung bekannt. Namentlich bei Dante, dessen geistigen Werdegang und dessen mögliche literarische Quellen wir einigermaßen zu überblicken vermögen, was namentlich Karl Voßler in seinem vierbändigen Werke: Die göttliche Komödie, Entwicklungsgeschichte und Erklärung, in außerordentlich gründlicher Weise zur Darstellung gebracht hat, kann gar kein Zweifel mehr bestehen, daß er abgesehen von stofflichen Anregungen den ganzen riesigen Gedankenaufbau seiner Dichtung ohne auch nur ein einigermaßen ähnliches Vorbild dafür zu besitzen, ganz aus sich selbst heraus geschaffen hat, wie er ja schon in seinen früheren Werken, im Convivio und selbst in seiner Jugendschrift, der Vita nuova, eine ungewöhnliche Kraft in dieser Richtung bekundet. Auch das Rolandslied müssen wir heute, namentlich auf Grund der Feststellungen Taverniers, Z. frz. Spr. u. Lit. 36, S. 71ff.; 37, S. 83ff. und Z. frz. Ph. 38, S. 99ff. als das Werk jenes Turaldus betrachten, der im letzten Vers des Oxforder Roland genannt wird: *Ci falt las geste que Turoldus declinet* — und mit einem Geistlichen und späteren Bischof im Gefolge des Königs Wilhelm von England, Turaldus Papeleon identifiziert wird.

Wie der Dichter des Rolandsliedes, so ist auch jener der ersten Artusromane, Chrestien, und jener des Rosenromans, Guillaume de Lorris durchaus schöpferisch und selbständig bei der Darstellung des Inhalts ins Werk gegangen. Und auch in zahlreichen anderen Fällen hat namentlich Bédier in seinen Légendes épiques die Originalität der Mehrzahl jener Dichtungen festgestellt. Auch in der Lyrik werden wir die Annahme, daß die Provenzalen nicht bloß zeitlich in der Kunstlyrik voranschritten, sondern den gesamten Minnesang im Abendland sozusagen geschaffen hätten, in vieler Hinsicht zu revidieren haben. Sowohl in Nordfrank-

reich, als auch in Italien zeigt die höfische Lyrik von Anfang an bei aller Anlehnung an provenzalische Meisterwerke der Liedkunst so originelle und selbständige Züge, die dem Provenzalischen selbst völlig fremd sind, obwohl gerade die provenzalischen Troubadure es an Nachahmungen in ihrer Kunst wahrhaftig nicht fehlen ließen, daß wir bei den Adelsgeschlechtern Unteritaliens wie bei jenen Nordfrankreichs an einen bloßen Import ausländischer Kunstformen nur schwer glauben können. Dieselben Voraussetzungen, welche im Limousin, in Narbonne, Marseille usw. die höfische Lyrik erblühen ließen, haben sich, wenn auch zeitlich später, aber doch selbständig in jenen entlegeneren Gebieten fühlbar gemacht und ein Ciullo D'Alcamo, ein Conon de Béthune hätten ihre Lieder (vielleicht in etwas anderer Form) gesungen, auch wenn sie nie von der Sangeskunst eines Raimbaut de Vaqueiras oder eines Wilhelm von Poitiers Kunde erhalten hätten.

Diesen Gedanken ausbauend, haben wir weiterhin gar keinen Anlaß anzunehmen, daß das Haager Fragment nicht von Anfang an in lateinischer Sprache, und zwar in Hexametern, ähnlich dem Waltharilied verfaßt gewesen wäre, und wenn das Pharolied auch ausdrücklich als carmen rusticum bezeichnet wird, so kann die Sprache, in der es abgefaßt war, doch die lateinische gewesen sein, welche in Kirche und Schule, im öffentlichen und privaten Leben in jener Zeit so unbedingt dominierte.

Es ist ja wahr, daß uns allgemeine Nachrichten zukommen, daß schon frühzeitig auch in der Volkssprache gesungen wurde, und die Eulaliasequenz wie das Alexislied erbringen für das 9. u. 10. Jh. den direkten Beweis hiefür. Diese beiden Dichtungen sind aber religiösen Inhalts und die Verwendung der Volkssprache war in solchen Fällen sanktioniert. Ob man daraus direkt auf eine historische altfranzösische Dichtung, welche sich mit Chlothar beschäftigte, und die im 10. Jh. nach der Nachricht des Chronisten noch gesungen wurde, schließen darf, ist nicht so selbstverständlich, wie man im allgemeinen annehmen zu sollen glaubte. Namentlich

Bédier stellt Leg. Ep. IV 437 ff. die einschlägigen Materialien zusammen. So sehen wir, daß auf den verschiedensten Gebieten an Stelle eines schrittweisen Aufbaus der nationalen Dichtungsformen in den romanischen Ländern der schöpferische Impuls einzelner großer Dichtergestalten wahrscheinlich das wirksamere Element gebildet hatte. Nur im Drama nimmt die Literaturgeschichte heute noch eine schrittweise Entwicklung aus der christlichen Liturgie an, die so viel Unwahrscheinliches und Unverständliches enthält, daß es verwunderlich ist, daß bis heute diese in älteren Vorstellungen wurzelnde Auffassung von der modernen Forschung noch nicht berichtigt worden ist. Wir wissen, daß man sich im ganzen Mittelalter mit den lateinischen Dramen des Seneca, ja selbst des schwer verständlichen Terenz oder gar Plautus beschäftigt hat, zudem enthält die Heilige Schrift so lebendige Schilderungen und fast dramatische Erzählungen, daß es geradezu verwunderlich wäre, wenn die jugendfrische Schaffensfreude der romanischen Völker im Mittelalter nicht darauf verfallen wären, die antike Form der dramatischen Darstellung auf die religiösen Stoffe der Heiligen Schrift zunächst in lateinischer Sprache und dann in der vulgären Sprache anzuwenden. Und wenn auch die Aufführungen solcher geistlicher Dramatisierungen oder Dramen ursprünglich in der Kirche erfolgen konnten, so bedeutet das doch noch lange nicht, daß die Anregung zum Verfassen von Dramen von weltlichen Puppenspielen und Jahrmarktsbühnen oder gar aus den gottesdienstlichen Handlungen hervorgegangen wäre. Die **antikisierende Nachahmung** hat nach manchen Anläufen und Versuchen welche das ganze Mittelalter hindurch in nicht geringer Zahl und nicht geringem Umfang unternommen worden waren, in der Renaissancezeit einen plötzlichen und überaus gründlichen Aufschwung genommen und geradezu den Charakter dieser mittleren Literaturepoche bestimmt. Ihr ist es zu danken, daß sich jene Kreise, die an Literatur und Kunst, an Wissenschaft und an Geistesentwicklung ein besonderes Interesse hatten, in den verschiedenen

Ländern in engeren Kontakt miteinander traten, da die Nachahmung der antiken Vorbilder eine breitere Basis für gemeinsame Bestrebungen bot, auf denen sich die Völker verständigen konnten, als das höfische Leben und die damit verbundene, mittelalterliche Literatur dies zu leisten imstande gewesen waren. Immerhin sind die internationalen Beziehungen auch im Mittelalter nicht zu unterschätzen. In dem Maße als die Anziehungskraft der antiken Kulturwelt auf die Geister der Renaissancezeit und der folgenden Epochen nachließ, rückten auch die Einflüsse, welche die einzelnen Literaturen aufeinander ausübten, mehr und mehr in den Hintergrund. Zwar eroberte sich im 16. Jh. der italienische Geschmack, im 17. und 18. der französische vorübergehend die Hegemonie im Bereich der europäischen Literaturen, aber schon am Ende des 18. Jh., als die deutsche Klassik ihren Gipfelpunkt erreichte, war der **literarische Kontakt** zwischen den einzelnen Ländern bei weitem nicht mehr kräftig genug, um eine kulturelle Zusammenarbeit der einzelnen Kulturnationen auf dem Gebiet der Literatur zu sichern und ist seither mehr und mehr geschwunden.

42. Wie der Inhalt mit der äußeren Form des gedanklichen Ausdrucks in engstem Zusammenhang steht, so verbindet sich auch die Erforschung der einzelnen Literaturrichtungen aufs engste mit der Erforschung der Literaturformen.

Wir haben dabei zu unterscheiden zwischen der sogenannten **literarischen Technik,** welche die Gestaltung und Gruppierung des Inhalts der literarischen Produkte vom formellen Standpunkt aus zu beobachten und zu untersuchen hat, und insbesondere dann in Frage kommt, wenn die äußere Form der Darstellungsweise in sogenannter ungebundener Rede erfolgt. Darum kennen wir zwar eine Technik des Romans, der Novelle, der Rede, des Dramas, kaum aber eine Technik des Epos oder des Liedes. Im wesentlichen läuft dieses Studium der Technik auf ein

Studium des betreffenden Stils heraus, und wird daher vielfach mit der Stilistik zusammengeworfen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat z. B. Elster in seiner Prinzipienlehre der Literaturwissenschaft einen ganzen Band der literarischen Stilistik gewidmet. Strengeren Regeln ist die poetische Form dann unterworfen, wenn der sprachliche Ausdruck in gebundener Rede erfolgt.

Die Lehre hievon nennen wir die **Metrik,** die in ihren Grundlagen auf Phonetik und Prosodie aufgebaut, die Entstehung der romanischen Metren, die Behandlung, welche die romanischen Verse erfahren und die Verwendung des Verses in Strophen, Laissen oder freier Folge erörtert. Die Entstehung der romanischen Metren ist bis heute noch in tiefes Dunkel gehüllt, obwohl das Problem reichlich und eingehend diskutiert wurde. Drei Theorien können in dieser Hinsicht manches wahrscheinliche Moment in Anspruch nehmen. Die vielverbreitete Annahme, welche die romanische Verskunst aus der lateinischen Sequenzendichtung ableitete und diesbezüglich direkte Nachrichten über das Wesen der Sequenzendichtung aus dem 9. Jh. sowie die Eulaliasequenz mit ihrer eigenartigen metrischen Struktur für sich in Anspruch nehmen kann, hat gegen die nicht unerhebliche Schwierigkeit anzukämpfen, daß das romanische Volkslied, das man dann doch nicht leicht aus dem Kirchengesang entstanden denken kann, da wohl zu allen Zeiten Arbeit, Tanz und Geselligkeit von Gelegenheitsgesang begleitet wurden, mit der Metrik der romanischen Kunstdichtung in vollstem Einklang steht und insbesondere auch bei den Rumänen den silbenzählenden Vers aufweist, die an der westromanischen Entwicklung des Kirchengesanges gewiß keinen Anteil hatten. Vielmehr ist die Sache wohl eher umzukehren und wir können uns denken, daß die Sequenzendichtung unter Anlehnung an das bereits bestehende romanische Volkslied, jeder Note der kirchlichen Melodien eine Silbe unterlegte, und auf diese Weise das romanische metrische Grundprinzip nicht erst schuf, sondern auf die latein. Kirchenpoesie übertrug. Die Ver-

suche, die einzelnen romanischen Versformen aus bestimmten antiken Metren in der Weise abzuleiten, daß durch die Ersetzung des quantitierenden Prinzips der Sprache durch ein akzentuierendes System die äußere Form der sprachlichen Texte bei Beibehaltung der antiken Melodien (denn auch die antiken Metren waren vielfach gesungene Metren) eine allmähliche Umbildung erfahren hätten, haben bisher zu keinen festen Ergebnissen geführt. Den unbefriedigenden Resultaten, zu denen in dieser Hinsicht Ten Brink, Havet, Thurneysen und neuere gelangten, suchte man dadurch zu begegnen, daß man ein Fortleben vulgärlateinischer akzentuierender Metren nach Art des alten Saturniers eine weite Verbreitung in der Volkspoesie zuschrieb, und den römischen Volksvers der Cäsarianischen Zeit als Vater der spätlateinischen und frühromanischen Rhythmen betrachtete. Diese, namentlich von Thurneysen „Der Saturnier", Halle 1885, Ph. Aug. Becker „Der Ursprung der romanischen Versmaße" u. a. vertretene Annahme kommt der faktischen Entwicklung wahrscheinlich um ein gutes Stück näher. Allen Theorien ist eines gemeinsam, daß die romanischen Metren sicher als gesungene Metren entstanden sind, und daß ihre Grundgesetze in der musikalischen Entwicklung, welche der Gesang vom Altertum zum Mittelalter durchgemacht hat, gesucht werden müssen. Gerade im Hinblick auf diese Fragen ist es daher notwendig, zwischen gesungenen und nichtgesungenen Metren zu unterscheiden und festzustellen, in welcher Weise die romanischen Sprachen sich an die Melodien anzuschmiegen pflegen. Als grundlegendes Werk für das allgemeine Problem dürfen wir wohl das Buch von Bücher „Arbeit und Rhythmus" betrachten, der die Zusammenhänge zwischen manueller Tätigkeit und Rhythmisierung des Gesanges resp. der Sprache an der Hand von Volksliedern aller Nationen dargetan hat. Im Romanischen müssen zwei Faktoren sich miteinander vereinigt haben, um die Grundlagen der romanischen Metrik zu schaffen: Die Unterbrechung der antiken Kunsttradition und die immer neu entstehenden Volkslieder, speziell als

Arbeits- oder Tanzlieder, welche den geänderten Rhythmus der romanischen Sprachen auch auf die Musik und damit auf die Metrik übertrugen. Wie eng musikalische und metrische Entwicklung zusammenhängen, ist für den provenzalischen Vers Z. f. frz. Spr. u. Lit. S. 1ff. bisher untersucht worden, dessen Grundgesetze auch mit dem altfranzösischen, altspanischen und italienischen Vers in offenkundiger Übereinstimmung stehen. Auch die Entwicklung der romanischen Strophen hängt mit der musikalischen Geschichte im Mittelalter auf das engste zusammen und wird erst dann zu befriedigenden Resultaten führen, wenn Philologen sich der Mühe unterziehen, die musiktheoretischen Schriften des Mittelalters für ihre Zwecke auszubeuten, wozu Jean Beck, Aubry, Joh. Wolf, Ludwig u. a. beigesteuert haben. Vieldiskutierte Probleme, wie jenes der Entstehung des Sonetts und der Stanze, die bisher zu keinen befriedigenden Resultaten führten, werden dann mit Erfolg aufgenommen werden können. Eine strenge Untersuchung über den Übergang des gesungenen Verses in den gesprochenen Vers ist bisher noch nicht geliefert worden. Wir wissen, daß die altfranzösische Chanson de geste mündlich vorgetragen wurde, während der altfranzösische Roman laut vorgelesen, von den des Lesens Kundigen wahrscheinlich auch still gelesen wurde. Ob der Vortrag der Chanson de geste ein wirklicher Gesang oder eine Rezitation war, läßt sich schwer bestimmen. Die Behandlung der Laissenform im altertümlichen Alexanderlied des Alberich von Bisenzun läßt ersteres wahrscheinlicher erscheinen und wir können uns wohl denken, daß eine gegebene Melodie eines Anfangsverses in einer Laisse im Vortrag je nach dem Inhalt der Verse gewisse musikalische Variationen zuließ, ohne welche eine poetische Wirkung kaum denkbar erscheint.

In der Zeit des Buchdruckes ist die Fähigkeit, zu lesen, offenbar schon so weit verbreitet gewesen, daß die meisten Dichtungen, selbst die lyrischen, immer häufiger in aller Stille von den Augen aufgenommen wurden, und nur bei besonderen Veranlassungen durch die Stimme den Weg zum

Ohre fanden. Der gesprochene Vers verwandelte sich in den gelesenen Vers, wie er uns in Frankreich namentlich bei Malherbe, in Italien in der Epik des Trissino typisch entgegentritt. Seither schwankt die romanische Metrik zwischen diesen beiden Prinzipien hin und her, während der gesungen konzipierte Vers nur mehr im Volkslied, das vielfach einen Text zu einer Melodie komponierte, lebendig blieb. Auch die Untersuchung verschiedener Detailprobleme, wie die Feststellung von Versikten, die Handhabung von Caesur und Diärese, das Enjambement, der Reim, der reiche Reim und der Binnenreim, der Kurzvers usw. sollten sich die Natur der untersuchten Verse, ob gesungen, gesprochen oder gelesen, stets vor Augen halten.

Der Ritmo Cassinese.

Eine erschöpfende literarhistorische Interpretation selbst eines kurzen Textes könnte Bände füllen. Die Grundlinien einer solchen mögen am sogenannten Ritmo Cassinese dargetan werden. In einem Kodex der Benediktinerabtei Montecassino (Cod. Cass. 55, 2—32), welcher Riv. d. filol. rom. II, S. 93ff. beschrieben ist, befindet sich hinter einem lat. Lectionar, das vermutlich irrtümlicher Weise einigen Büchern der Hl. Schrift adligiert wurde, ein italienisches Gedicht, das seit langer Zeit als eines der ehrwürdigsten Denkmäler der ital. Literatur in hohem Ansehen steht. Eine genauere Datierung desselben bereitet große Schwierigkeiten. Die Lokalisierung ist, da die Sprache deutliche Züge des sog. Altneapolitanischen aufweist, leichter durchzuführen. Die Terra di lavoro eventuell das festländische Königreich Neapel, wie es auf normannischer Grundlage enstanden war, allein kann dafür in Frage kommen. Ob aber die Sprache dem 11. oder 14. Jh. angehört, läßt sich, mangels von Vergleichspunkten, kaum sagen, wenn schon altertümliche Züge, die sonst nirgends im Altneapolitanischen wiederkehren, auffällig genug sind. Die Schriftzüge werden von den Paläographen zwischen das 11. Jh. (der Entstehungszeit des Kodex) und das 13. evtl. 14. Jh. verlegt. Sie sind ziemlich nachlässig, — nicht frei von Schreibfehlern, abgesehen von einer kleinen Lücke, die für zwei bis drei Buchstaben Platz ließe, vollständig erhalten und lesbar. Metrik und Inhalt der Verse zeigen aber, daß die uns vorliegende Version des Gedichtes schlechte Kopistenarbeit ist, die ganze Verse übersprang, andere einschob, manche Worte verstümmelte usw. Ein Faksimile des betr. Blattes wurde publiziert von A. Rocchi, Il ritmo italiano di Monte Cassino, 1875, und von Giorgi in Riv. di fil. Rom. II, 92.

Der Text.

Str. 1a. Eo, sinjuri, s'eo fabello, lo bostru audire compello,
b. de questa bita jnt[*er*]pello, e ddell' altra bene spello.
c. Poi k'enn altu m'encastello, ad alt*ri* bia renubello;
d. em mebe 'cendo flagello;
e. et arde la candela sebe libera,
f. et altri mustra via dellibera.

Stilistisches. In Syntax und Wortschatz schließt sich das Altneapolitanische aufs engste der Sprache der Poesia ciciliana an, wenn schon bei dieser vom dialektischen Kolorit (großenteils infolge der Art der Überlieferung) viel weniger bemerkbar ist. Historisch setzt sich diese altunteritalienische Sprache aus zwei Hauptkomponenten zusammen, die an Bedeutung einander fast die Wage halten: das autochthone unteritalienische Element, wie es bis heute in den Mundarten Unteritaliens, Siziliens und Sardiniens fortlebt, und der an den Normannenhöfen sich entwickelnden süditalienischen Hofsprache, die von französischen (und provenzalischen) Elementen ganz durchsetzt war und besonders hinsichtlich des Wortschatzes größtenteils italo-normannischer Herkunft war (worauf mich vor Jahren schon Koll. Bertoni mündlich aufmerksam gemacht hatte). In Strophe 1 rechne ich zur autochthonen Mdt: *compello* 'ich nehme in Anspruch' (vgl. sard. *compellere* = *sforsare*, *obbligare*). *flagello* 'Fackel' (so schon Pistoia! siz. *ciaccula* sard. *flacca*, gen. *fražela*). Dem Italonormannischen sind entnommen: *spello* (afrz. *espeler* bekunden, erschließen, buchstabieren, prov. *espelir* offenbaren), *encastello* (afrz. *enchasteler*, prov. *encastelar* verschanzen), *renubello* bekanntgeben (vgl. Marie de France, Yonec 435). *dellibero* ist stammhafte Partizipialbildung (wie ital. *trovo*) = deliberato.

Übersetzung. Ich, meine Herrn, wenn ich einmal rede, so nehme ich Euer Ohr in Anspruch. Über dieses irdische Dasein rede ich eindringlich (*interpello*) und offenbare Euch ganz genau jenes andere (d. i. himmlische). Da ich in der Höhe mich verschanze, gebe ich den andern den rechten Weg bekannt. In mir selbst entzünde ich die Leuchte,

und die Kerze brennt frei (d. i. sich selbst überlassen) und weist den andern einen hinderniẞfreien] befreiten Weg.

Literarisches. An welches Publikum wendet sich der Dichter? Wer wird mit *sinjuri* angeredet? Schon in lat. Zeit fand *senior* als Äquivalent für πρήσβυτερ Aufnahme. Während aber der griechische Ausdruck in christlicher Zeit von der Bedeutung 'Ältester' zu jener von 'Priester', 'Diener Gottes' vorschritt, wird *senior* dauernd für 'Oberhaupt, Leiter, Respektsperson, durch Alter hervorragend', verwendet. Aus Vers *c* geht wohl hervor, daß der Dichter Mönch in dem auf der Höhe gelegenen Kloster Montecassino selbst ist. Hätte er, unter besonderen Umständen, seine confratres als *sinjuri* angeredet? Und wenn er zu Mönchen spricht, warum so selbstbewußt? und vor allem warum im Volgare und nicht Lateinisch?

Daß St. Franziscus und die Bettelmönche seit dem 13. Jh. im Volgare dichten, ist aus ihrer ganzen Lebensauffassung verständlich. Sollte auch im Ritmo eine Minoritendichtung vorliegen? Das Verhältnis des Klosters Monte Cassino zum neu aufkommenden Orden war vom Anbeginn , so viel ich weiß, ein freundschaftliches. Ja, das Benediktinerkloster erbaute sogar auf eigene Kosten den Minoriten am Fuße des Berges in S. Germano ein Kloster. Der Dichter sagt aber ausdrücklich 'en alto m'encastello', überträgt also das Bild seines auf dem Berggipfel gelegenen Klosters auf seinen geistlichen Beruf, den er mit diesem Gedichte zu erfüllen gedenkt. Also ist er wohl Benediktiner!

Str. 2 a. Et eo se 'nce abbengo culpa i atcio, por vebe luminaria factio.
b. Tuttabia m'ende abbibatio, e ddico 'nde quello ke [eo] sactio;
c. alla scriptura bene plactio . . . .
d. ajo nova dicta per fegura,
e. ke da materia no sse transfegura
f. e coll'altra bene s'affegura.

Stilistisches. '*nce* (lt. *hinc* vgl— it. *quinci*) im Sinne von *inde*. *abbengo*, persönlich konstruiert für unpersönliches *avviene*, *che io* usw., das auch sonst in a.unt.it. existiert

haben dürfte, wie ein Zitat im Tommaseo aus Guido d. Colonne dartut, wo *avvenire* den Sinn von *riuscire* angenommen hat. *i atcio* = *vi aggio* (*habeo*); gewöhnlich lesen die Interpreten mit der Hs. *jactio*, und kommen dadurch in Übersetzungsschwierigkeiten. *por vebe* anal. nach *tebe* ʻper voiʼ. *tuttabia* kehrt Str. 5 wieder und ist futurisch: sofort, nunmehr, von jetzt an. *abbibatio* wird richtig zu tosk. *avaccio* ʻplötzlichʼ gestellt, vgl. a.ital. *avvacciare* ʻsich beeilenʼ. *ajo* zeigt neben obigem *atcio* die Unbeholfenheit des Schreibers in der Wiedergabe des Lautes *ǧ*, die begreiflich ist, da vom Altrömischen südwärts lt. *j* und *g* + *e*, *i*, nicht wie im Toskanischen zu *ǧ*, sondern zu *i̯* wurde. *Nova dicta* (nicht *ajo nova dicto*!) = neuer Spruch, neue Kunde, im Sinne von Mitteilung.

Metrisches. Vers *d* sollte eigentlich mit *a b c* reimen, oder, nach Str. 9, 10 u. 11 zehn (für acht) Silben zählen. Der Reim *actio*, *sactio*, *factio*, *platio* ist unrein, da lt. *facio* im Untital. schon früh zu *fazzo* geworden sein muß, während *sapio* höchstens *saccio*, *habeo* aber *aggio* gelautet haben muß.

Übersetzung. Wenn ich dahin komme, daß ich daran eine Schuld habe (= wenn ich zufällig dabei eine Schuld auf mich lade), [dann bedenket daß ich] für Euch das Licht brennen lasse. Sofort will ich mich beeilen, und das darüber sagen, was ich weiß, denn mit der Schrift weiß ich mich im Einklang. . . . Ich besitze neue Kunde in einem Gleichnis [Obwohl nur ein Gleichnis, stimmt die Sache schon], denn diese irdische Welt verändert sich nicht und ist ein getreues Abbild jener anderen (himmlischen).

Literarisches. Der Dichter ist sich des starken Selbstgefühles, das aus Str. 1 spricht, bewußt, darum entschuldigt er sich, daß er sich mit seinem Vorhaben vielleicht verfehlt. Er tut es aber nicht aus Egoismus und weiß sich mit der Schrift im Einklang. Daß hier scriptura die Bibel bedeuten muß, kann bei unbefangenem Lesen nicht bezweifelt werden. In der Tat erinnert das spätere Gleichnis anfangs einigermaßen an den Beginn der Apokalypse und auch sonst scheinen Anspielungen an die Bibel enthalten zu sein. In

neuerer Zeit hat Novati (Studi critici e letter.) gemeint, es könnte unter *scriptura* irgend ein mittelalterliches prophetisierendes Werk im Tone der Apokalypse gemeint sein, und in der Tat erinnert das Gleichnis auffallend an den Geist der Joachimischen Lehre, das evangelium aeternum und derartiges (vgl. Denifle, Arch. f. Lit. u. Kirchengesch. I, bes. S. 56). Soviel ich darüber in Reuter, Geschichte der Aufklärung im Mittelalter II und J. N. Schneider, Joachim von Floris, Dillingen Pr. 1872/73, nachlesen konnte, gemahnt es eher an die Gedankengänge, wie sie gegen Ende des 13. Jh. zutage traten, als z. B. ein Dante in Joachim de Flore einen Propheten sah (vgl. Par. XII, 140), und die Wogen des kirchlichen Streites über das Evangelium aeternum hoch gingen. Daß irgend ein Mönch von Mte. Cassino daran beteiligt gewesen wäre, ist mir aber völlig unbekannt und nichts deutet darauf hin, daß ein so geartetes Gedicht gerade damals der Ehre hätte teilhaftig werden können, in einen alten Kodex eingetragen zu werden. Dazu kommt ein zweites Argument. Die Verse *ke da materia non sse transfegura e coll 'altra bene s'affegura* bereiten der Übersetzung erhebliche Schwierigkeiten. Am nächsten läge scheinbar folgende Übersetzung: 'welches (Gleichnis) sich nicht aus der Materie gebildet hat (d. h. aus der materiellen Welt sich nicht deuten läßt, weil es der anderen Welt entstammt), und mit der himmlischen Welt in vollem Einklang steht. Str. 1 sagt aber der Dichter, er wolle von diesem irdischen Dasein sprechen, was zur jetzigen Erklärung, daß das Gleichnis nicht der irdischen Welt entnommen ist, in Widerspruch steht. Auch der Sinn des Gleichnisses selbst wäre, wenn es nicht auf die himmlische Welt angewendet wird, wenig verständlich. Nach den Worten des Dichters selbst ist dieser Sinn der, daß der Asket den weltlichen Freuden entsagt, sie dadurch überwindet, ja die Welt dadurch beherrscht. Er bekämpft nicht die Laster der Welt, denn die Welt läßt sich nicht ändern, sondern er überwindet sie moralisch an seinem eigenen Leib. Das ist die uralte wohlbekannte Grundanschauung der Askese;

— und diese scheint auch hier vorzuliegen, wenn wir einen kleinen Gedankensprung des Dichters annehmen. Er erklärt seine Kunde in Form eines Gleichnisses zu bringen. Er will der Einwendung begegnen, daß dieses Gleichnis nicht triftig sein könnte, und setzt sofort hinzu ['Ich spreche im Gleichnis] denn die Materie selbst ändert sich nicht!' *da materia* steht also für *la materia.* Ich halte dieses *da* für eine Form von *illa* aus einer Mundart, wo lt. *ll* zu kakuminalen *ḍḍ* wurde. Der Mönch muß ja nicht die Mundart von Monte Cassino und Umgebung selbst gesprochen haben!

Auch in dieser Form gibt die philosophisch gefärbte Ausdrucksweise *materia* (die von den Interpreten vielfach im literarischen Sinne als 'Materie der Erzählung' gedeutet wird) zu denken. Zunächst kann man wohl mit Bestimmtheit sagen, daß kein Bänkelsänger, sondern ein geschulter Theologe die Verse gedichtet hat. Dieser wußte sicher, was er mit den Worten *la materia non sse transfegura* sagte. Vielleicht urteilt ein Theologe anders, aber mir als Nichttheologen erscheint in der Zeit vor der Scholastik der Weg von der *materia* zur *substantia* so gering, daß, wie ich glaube, eine so durchsichtige Anspielung auf die Abendmahllehre weder dem Sänger noch dem Publikum entgangen sein kann, wenn schon die Transubstantation natürlich direkt gar nicht berührt ist. Da uns das Gedicht in einem Klosterkodex von Monte Cassino erhalten ist, können mindestens in seiner Entstehungszeit, als man das Gedicht noch vollständig verstand, keine dogmatischen Bedenken dagegen bestanden haben. Daraus würde sich ergeben, daß es vor 1215 entstanden wäre.

Str. 3a. La fegura desplanare, ca poi lo bollo (pria) mustrare.
b. Ai(d*um*que) pentia null'omo fare questa bita regu[l]are.
c. Deducere, deportare, morte *non* guita gustare!
d. C*um*qua de questa sia pare.
e. Ma tantu q*ui*stu mundu è gaudebele
f. ke l'unu e ll'altru face mescredebele.

Stilistisches. Vers *a*, Aufforderungssatz im Infinitiv. *pentia* als *pentsa* zu lesen (südital. *ns* zu *nts* nach Lautregel).

reguare, wie im Text zu lesen ist, eine verstümmelte Form. *guita* offenbar für *bita*. Nach süditalienischer Satzphonetik sollte *non vita* als *nombita* oder *nommita* gesprochen werden. Vielleicht sollte aber gerade hier, wo es sich um eine Anlehnung an eine Bibelstelle handelt (s. u.), die dem Unteritaliener ungewohnte Konsonantenfolge $n + v$ ohne Sandhiverschleifung gesprochen werden, und daher die ungewöhnliche Orthographie! *pare* = *appare*.

Metrisches. *pria* im Verse überzählig, widerspricht dem *poi* im gleichen Halbvers dem Sinne nach und ist a conto des Kopisten zu stellen, — ebenso das wegen auslt. -ẹ verdächtige, ebenfalls überzählige *dumque* (vgl. Str. 11. *dunqua* und mehrfach *cumqua*).

Übersetzung. Laßt uns das Gleichnis darlegen, später will ich es erklären. Ach niemand denkt daran, die Ordensregel einzuhalten. [Nur] sich zu unterhalten, zu belustigen, den Tod statt des Lebens zu verkosten. Was an diesem gelegen ist, wird offenbar. Die Welt ist aber so genußsüchtig, daß sie den einen um den andern um den Glauben bringt.

Literarisches. Der zweite Halbvers von *c* an Joh. VI, 27 angelehnt.

Str. 4a. Ergo poneteb' a m*en*te la sc*ri*ptura c[h' h]omo sente,
b. ca là sse mosse d'oriente unu magnu uir prudente
c. et un altru [d'] occidente; fori junti n'albescente;
d. addemandaruse p*re*sente;
e. ambo addemandaru de nubelle;
f. l'unu e'll' altru dicuse nubelle.

Stilistisches. *como sente* hat keinen Sinn; es wäre denn, daß man eine falsche Konstruktion von *sentire* nach *intendere* annähme. *scriptura* bedeutet hier 'Wortlaut'. *fori* für *foro* Einfluß des lt. Konj. Perfecti (vgl. das Sardische!). *presente* ist adverbial = it. di presente, in presente 'sofort, sogleich'.

Übersetzung. Darum beachtet wohl den Wortlaut, welchen man vernimmt, daß von Osten ein großer und kluger Mann sich auf Wanderschaft begab (*mosse*) und ein

anderer vom Westen. Sie trafen sich beim ersten Morgengrauen. Sie stellten sich sofort [ihre] Fragen (d. h. sie begrüßten sich!). Beide erkundeten sich nach Neuigkeiten; der eine wie der andere sagten sich [auch] Neuigkeiten.

Literarisches. Über die mannigfachen Erklärungen, die man für die beiden Männer zu geben suchte, vgl. zuletzt Vento Palmeri, S. 6ff. Ausgehend von meiner nunmehrigen Überzeugung, daß das Gedicht mit den erhaltenen Schlußversen faktisch beendet war, glaube ich, daß weder St. Nilus noch ein Basilianer überhaupt, noch Enoch oder Elias, weder ein 'Todter' noch, wie man hinzufügen könnte, Solinus de Miraculis darunter zu verstehen ist. Aus Str. 5ff. geht hervor, daß der *vir d'oriente* fürstlichen Rang besitzt, der in der 'andern' Welt herrscht. Daraus scheint durchzuleuchten, daß der Dichter an Jesum Christum selbst denkt. Der *uomo d'occidente*, sein Widerpart, ist aber offenkundig das 'Weltkind', das von Christus belehrt wird.

Str. 5a. Quillu d'oriente pria altia l'occlu, si llu spia,
b. addemandaulu tuttabia como era como gia
c. . . . .
d. . . . .
e. Frate meu de q*ui*llu mundu bengo,
f. loco sejo e ibi me combengo.

Stilistisches. Zwischen *a* und *b* eine Lacune zu vermuten, ist überflüssig. Da der Mann des Ostens zuerst den andern sieht, stellt er natürlich auch die erste Frage. In *c*, *d*, muß die Antwort des Mannes vom Westen enthalten gewesen sein, der, wie *e*, *f* ergibt, seinerseits in höflichen Fragen erwidert haben muß. *loco* Adv. = 'dort'. *sejo* 'sitze ich', was fürstlichen Rang vermuten läßt. *combengo* ist ein Rechtsausdruck (it. *convenire uno* jemanden vor Gericht zitieren; *le leggi convengono*, 'die Gesetze haben richterliche Geltung'), daher reflexiv *ibi me combengo* wohl bedeutet, dort halte ich Gericht ab, dort habe ich richterliche Gewalt.

Übersetzung. Der des Ostens erhebt zuerst den Blick und erschaut ihn, und erkundigt sich sofort, wie sein Be-

finden und wie sein Weg ist. .... [Der Mann des Ostens:] Mein Bruder, von jener Welt komme ich; dort ist mein Sitz, dort ist mein Wort in Kraft (bin ich Richter).

Str. 6a. Quillu auditu stu respusu cuscì bonu d'amurusu
b. dice: fr*ate* sedi josu; n*on* te paira despectusu,
c. ca multu fora colejusu, tia fabellare ad usu;
d. hodie mai plu n[on] andare,
e. ca tte bollo multu addemandare.
f. Serbire, se mme dingi com*m*andare.

Silistisches. *colejusu* (lt. *collegi-ōsus*) ist am besten mit 'freundschaftlich' zu übersetzen. Vgl. hierzu siz. *colearisi*, unirsi in concordia, sard. *buddeu* crocchio, circolo di persone, afrz. *golie*, Versammlung wo disputiert wird, daher *goliard*. Durch volkstümliche Anlehnung an *gŭla* scheint *collegium* speziell die Teilnehmer einer Schmauserei bezeichnet zu haben; daher prov. *golir*, siz. *gulïari* neap. *goliusu* 'eine Lüsternheit befriedigen, lüstern sein'. *tia fabellare* ist ein accus. c. inf., wie er gerade im südital. mitunter bis heute Anwendung findet (eine eingehende Besprechung dieser Konstruktion im Afrz. durch Erwin Stimming: Der accus. c. inf. im Frz. Beiheft d. Z. frz. Ph. 59, weist dort verwandte Konstruktionen nach *avoir demonstrement*, *penser*, *prover*, *enseigner* usw. S. 113f. nach). *ad usu* = it. *ad usato*, *ad usanza* 'nach guter Sitte und Herkommen'. f. *se* kopulat. Konjunktion vgl. Str. 5a *si llu spia* (= afrz. *si*, rum. *și*).

Übersetzung. Jener [der M. des West.:], nachdem er diese Antwort, so gütig und liebevoll, vernommen hatte, sagt: 'Bruder, laß Dich nieder. Möge es Dir nicht geringschätzig scheinen (d. h. Deinen hohen Rang nicht beeinträchtigen). Es wäre sehr freundschaftlich, mit Dir nach guter Gepflogenheit zu sprechen. Gehe heute nicht mehr weiter'. [Der M. des Ost.:] 'Ich bin Dir zu Diensten, und Du mögest über mich verfügen'.

Literarisches. Man beachte die große Ehrerbietung, mit der der M. des West. zu jenem des Ostens spricht, die auch in allen folgenden Strophen deutlich gekennzeichnet ist, während der Mann des Ostens sich Str. 9 kein Blatt vor den Mund nimmt.

Str. 7 a. Boltier audire nubelle de sse toe dulci fabelle,
b. onde sapïentia spelle . . . .
c. . . . . dell altra bene spelle —
d. . . . .
e. . . . .
f. . . . .

Stilistisches. Vers *a* Wunschsatz im Infinitiv. *de sse toe fabelle*: *ipse* als Artikel (wie Str. 8b, sodann im Sardischen und auf den Balearen; vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II § 106). In Vers *c* dürfte *dell' altra* auf *bita* zu beziehen sein und in der fehlenden Lakune mithin vermutlich ungefähr gesagt worden sein, daß sie (die Weisheit seiner Worte) in uns das Leben erneuere (*nostra bita renubelle*) und über die Zukunft weissage. In den fehlenden Schlußversen dürfte die Antwort des M. des Ost. enthalten gewesen sein, welche wegen Str. 8c vermutlich an die Freuden des Paradieses anspielte.

Übersetzung. [Mann d. West.:] 'Gerne laß mich Kunde erhalten aus Deinen süßen Reden, aus denen Weisheit spricht. . . . . über jenes [Leben?] erhalten wir gute Botschaft . . . . .'.

Str. 8 a. Certe credotello fr*ate* ca tutt' è '*m* beritate.
b. Una caosa me dicate de ssa bostra dignitate.
c. poi ke 'n tale destuttu state, quale bita bui menate?
d. que bidande manducate?
e. Abete bidande cuscì amorose
f. Como q*ue*ste n*ost*re saporose?

Stilistisches. *dignitate* 'onorevole condizione'. *destuttu* italonorm. Lehnwort, afrz. *desdus*, *deduiz*; ebenso *bidanda* aus frz. *viande* prov. *vianda* entlehnt (wichtig wegen sek. *d* Einschub!).

Übersetzung. [Mann des West.:] Gewiß glaube ich es Dir, Bruder, daß alles in Wahrheit so ist. Aber sagt mir eine Sache: nämlich hinsichtlich Eurer hohen Würde. Nachdem Ihr in solchen Freuden lebt, [sagt,] wie führt Ihr Euer Leben? Welche Nahrung genießt Ihr? Habt Ihr so genußreiche Speisen wie diese unsrigen, welche so schmackhaft sind?

Str. 9a. Ei parabola dissensata! quantu male fui trobata!
b. obebelli n'ai nucata tia bidanda scelerata?
c. obe l'ai assimilata? bidanda 'bemo purgata,
(c' dab enitiu p*re*parata, pe*r*fecta vinja plantata,)
(c''. de tuttu tempu fructata).
d. en quale cum*qua* causa delectamo,
e. tu*tt'a* quella binja lo trobamo[1]
f. e ppuru de bedere ni satiamo.

Stilistisches. *obebelli* (*ubi velles* resp. *ubi velis* vgl. ait. *ovelle* 'wo?', *covelle* 'warum?', altröm. *chivelle* 'wer?'). *fui* = *fu*, altit. *fue* mit paragog. Vokal *-i* (wie heute im Südsardischen), *nucata*, irrtümlich als *nonciata*, gedeutet gehört entweder zu tosk. *annoccare* (**adnōdicare*) 'pfropfen, okulieren, speziell auch das 'Vergruben' im Obst- und Weinbau bezeichnend, wo ein Schößling vom Stock aus in die Erde versenkt wird, um ihn zum Wurzeltreiben zu veranlassen (vgl. hiezu pikard. *anokier*, *nok*, *noš*, die nicht zu **nauca* gehören); oder aber zu sizil. *annugghiare* 'seminare un terrene incolto', siz. *nugghiu* terreno incolto (zu lt. *nūgae*, *nugalis*!). Vielleicht sind im vorliegenden *nucata* beide Ausdrücke kontaminiert. *assimilata* nicht zu *similis*, sondern zu *simul*, frz. *assembler*. Der Einschub der Verse c', c'' ist offenbar von Kopistenhand durch die ihm unmotiviert erscheinende Erwähnung der *binja* v. *e* veranlaßt gewesen, die aber vom Dichter durch den Ausdruck *nucata* (wenn obige Deutung richtig ist) genügend vorbereitet war. Jedenfalls ist auf die Anspielung auf das evangelische Bild vom Weinberg nicht jener übermäßige Wert zu legen, der aus Vento Palmeris Ausführungen spricht. *trobajo* eine formell in jeder Hinsicht unbefriedigende Überlieferung. *delectamo* potenz. Konjunktiv! *ni* = Kurzform zu *noi*.

Übersetzung. [Mann des Ost.:] Ach, welche sinnlose Rede! Wie übel wurde sie ersonnen! Wo in aller Welt hast Du sie Dir aufgepfropft, deine lasterhafte Nahrung? Wo hast Du sie zusammengerafft? Wir haben nur gereinigte Speise (seit Anbeginn vorbereitete, einen vollkommenen bepflanzten Weinberg, der zu allen Zeiten Frucht trägt)!

---

[1] Hs. *trobajo*.

An jeglicher Sache können wir uns ergötzen, in diesem (unserem) Weinberg finden wir alles und doch sättigen wir uns am (bloßen) Sehen.

Str. 10a. Ergo n*on* mandicate? n*on* credo ke bene ajate.
b. . . . .
c. . . . .
d. h*omo* ki nnim bebe ni manduca
e. n*on* sactio comu*n*qua se deduca
f. ni*m* qu*a*le uita se co*n*duca.

Stilistisches. *ke bene ajate* 'daß Ihr Euch gut gehabt' mit medialer Funktion des Verbums.

Metrisches. Die in Vers f. fehlende Silbe könnte durch das Pron. der dritten Pers. als Subjektsausdruck ergänzt werden.

Übersetzung. [M. des West.:] Also Ihr eßt nicht? Ich glaube nicht, daß Ihr Euch dabei wohl fühlt. .... Ein Mensch, der weder trinkt noch ißt, von dem weiß ich nicht, wie er sich zu vergnügen vermag, noch was für ein Leben er führen kann.

Str. 11a. Dumq*u*a te mere scoltare tie q*ue* tte bollo mustrare.
b. se tu sai judicare tebe stissu mettu a llaudare.
c. credi, n*o*n me betare, lo mello ci t'ende pare.
d. homo ki fame unqua n*o*n sente
(d'. non e sitiente)
e. q*ue*d a besonju tebe saccente
f. de mandicare, de bibere niente?

Stilistisches. *te mere* (unt.it. *merire*, vielleicht entlehnt aus afrz. *merir*. *scoltare tie* wieder acc. c. inf., doch bereitet die Betonung Schwierigkeiten, da man erwarten sollte, daß *tie* tonlos dem Infinitiv in Enclyse folge, während es doch von diesem durch die starke Caesur getrennt ist, — also eine Art Enjambement! *llaudare* wie afrz. *loer* als Rechtsausdruck: eine gerichtliche Aussage tun, eine Erklärung abgeben, Zeugnis ablegen. *non me betare* Verbot, natürlich im Infinitiv. *ci* = *ecce hīc*, dem pleonastisch noch *ende* (*inde*) beigefügt wird. *pare* wie Str. 3d = *appare*. Vers *d'* stimmt metrisch nicht und ist auch inhaltlich als Kopisteneinschub offenkundig, *tebe saccente* abl. absol. wie

Du wohl weißt! *niente* nicht = 'nichts', sondern, wie im afrz. mitunter noch nachweisbar, = 'nicht weiterhin' (*necinde*)! In *bibere* hat das auslt. *-e* gemäß einer in Unteritalien weit verbreiteten, schon im Vulgіat. nachweisbaren Vokalapokope keinen metrischen Silbenwert.

Übersetzung. [M. des Ost.:] Da geziemt es Dir wohl, daß Du hörst, denn ich will es Dir erklären. Wenn Du zu urteilen verstehst, werde ich Dich selbst Zeugnis ablegen lassen. Glaube mir (d. i. Habe Vertrauen auf mich!) und behindere mich nicht. Das Beste ergibt sich Dir daraus. Der Mensch, der Hunger nie fühlt (ist kein Dürstender), welches Bedürfnis hat er, wie Du wohl weißt, noch fürderhin zu essen und zu trinken?

Str. 12a. Poi ke'n (tanta) gl[*ori*]a sedete, nullu necessu n'abete,
ma q*uan*tumq*ua* *Deum* petite tutto lo m[*undo'm*]
balia tenete,
Et em quella forma bui gaudete, angeli de celu sete.

Übersetzung. [Mann des West.:] Da Ihr in Glorie thront, habt Ihr keinerlei Nötigung. Aber was immer Ihr von Gott fordert, die ganze Welt habt Ihr in Eurer Obhut. Und in dieser Weise genießet Ihr. Ihr seid Engel des Himmels.

Andere Auffassungen des Dialogs bei Rocchi, Baudi de Vesme (Propugnatore VII/2), Böhmer (Rom. Stud. III, 143ff.), Monaci, Novati, Vento Palmeri.

Dank den großen Fortschritten, welche die Ritmo-Forschung in jüngerer Zeit gemacht hat, ist es möglich geworden, eine Übersetzung und Erklärung zu bieten, welche nicht bloß alle erhaltenen Verse ziemlich klar zum Verständnis bringt, sondern auch Vermutungen über die fehlenden Partien zuläßt, die nicht völlig aus der Luft gegriffen sind. Zunächst glaube ich, daß die vom Dichter versprochene Erklärung (das *mustrare*) bereits Str. 11 enthalten ist, daß mithin das ganze Gedicht, wenn auch lückenhaft, erhalten blieb, daß vor allem Anfang und Ende des Gedichtes vollständig überliefert sind. Wie die Lücken auszufüllen sein dürften, wurde bei der Interpretation an-

gedeutet. Es frägt sich nun, wann es entstanden sein kann. Soweit eine vorläufige Orientierung möglich war, dürften drei Zeitperioden ins Auge zu fassen sein:

1. die Zeit zwischen 1104 und 1111, also ziemlich bald nach Entstehung des Kodex. Damals stand das Kloster unter Leitung des S. Bruno der, ein enger Gesinnungsgenosse Gregor des VII., kräftig für strengere Zucht im Kloster eintrat. Namentlich der Moment der Wahl des Vorgängers S. Brunos zum Abt von Monte Cassino zeigt eine Situation, welche auffallend an das Gedicht erinnert. Tosti, Storia della Badia di Monte cassino 2 (Op. compl. XV) erzählt S. 23, daß nach dem Tode des Abtes Oderisio die Abtwahl eine strittige war. Die *seniores* erhoben Otto v. Fondi auf ihr Schild, während die jungen Mönche dessen Strenge fürchteten. Schließlich wurde Otto v. Fondi durchgesetzt und er verband sich auf das Engste mit S. Bruno, dem geistlichen Eiferer. Damit wäre die Anrede *sinjuri* sofort aufgeklärt[1]. Bedenklich ist nur, daß das Gedicht kein lateinisches ist, und sodann der Vers: *que da materia non se transfegura.* Allerdings war kurz vorher der II. Abendmahlstreit ausgefochten worden. Aber 1078/79 hatte gerade Monte Cassino und kein anderer als S. Bruno selbst den Widerruf Berengar v. Tours in Rom entscheidend beeinflußt. Daß diese Männer einen Gedanken äußern würden, der in so durchsichtiger Weise den Irrglauben Berengars neuerdings aufleben lassen konnte, ist nicht anzunehmen. Entweder unsere Übersetzung war falsch, oder der Vers ist interpoliert (aber wann und warum?) oder wir müssen die Verbindung des Ritmo mit der geistigen Umgebung S. Bruno's fallen lassen.

Viel ansprechender wäre der Anfang des 13. Jhs. Im erwähnten Werke Tostis ist Bd. XV (2), S. 246, ein Rhyhtmus Petri Diaconi casinensis de novisibus diebus, Anno christi

---

[1] S. Bruno beschäftigte sich außerdem eifrig mit der Apokalypse, so daß auch in dieser Hinsicht ein Mönch aus der Umgebung dieses Mannes, wenn schon gewiß nicht der Heilige selbst, den Ritmo verfaßt haben könnte.

passione. abgedruckt, der eine poetische Darstellung der Apokalypse beinhaltet. Dieser Petrus Diaconus, ein hochgebildeter vielseitiger Mönch, der um die Zeit des Kaiser Lothar 1138ff. als Mandatar des Klosters in Unteritalien keine geringe Rolle spielte, war Bibliothekar und Archivar auf Monte Cassino. Tiraboschi schildert in seiner Storia della letteratura ital. III, 259ff. ihn in einem Kreise gleichgesinnter Mönche als lateinischen Dichter und Geschichtsschreiber, und 1897 veröffentlichten die Mönche von Montecassino zwei Dialoge dieses Mannes, die unser besonderes Interesse beanspruchen. Der eine zeigt uns Petrus, der als Interlocutor mit einem Zisterzienser, der andere mit einem Griechen (Basilianer?), sein Kloster und seinen Glauben gegen verschiedene Anwürfe verteidigend und zwar soll eine Disputio des Petrus mit Solinus de Miraculis, die in Gegenwart Kaiser Lothars stattfand (nach Caravita), dieser altercatio zugrunde liegen. (Miscellanea Cassinese Petri diaconi Altercatio pro monasterio C. I und, Eiusdem altercatio pro romana ecclesia). Viele Gedanken, die dort geäußert sind, und namentlich die Gesprächsform, erinnert auffällig an unser Gedicht[1], mit der Einschränkung, daß sich Petrus dort durchwegs als Orthodoxer zeigt, was man dem Ritmo nicht nachsagen kann. Man könnte den Ritmo ganz gut als ein nachträgliches ital. Gedicht eines Unbekannten, auf dem Vorbild des Petrus Diaconus aufgebaut, in vulgärer Sprache geschrieben, auffassen, das vielleicht in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. entstanden sein könnte. Bedenklich stimmt vor einer solchen Annahme abermals die entschieden 'modernistische' Tendenz des Gedichtes, die man Männern von solcher Bedeutung in einem solchen Kloster nur schwer zumuten kann.

Endlich wäre die Theorie Torracas zu erwägen, welcher die Dichtung Catenaccio Catenacci zuschreibt, einem

[1] Auch erwähnt Caravita (I Codici e le arti di Monte cassino I, S. 295) unter den unedierten Dichtungen des Pietro Diacono eine visio Alberici monachi (ein Zeitgenosse S. Brunos?), die zu kennen hier vielleicht von besonderer Wichtigkeit wäre.

südital. Edelmann, der zwischen 1270 und 1310 mehrfach als podestà und in andern politisch administrativen Verwendungen fungierte, und dem wir eine Übersetzung der Disticha Catonis verdanken. Leider ist mir die Arbeit Torracas (Sul Ritmo Cassinese. Nuove Osservazioni e congetture, in Miscellanea per nozze Percopo. Luciani 1903) derzeit nicht zugänglich, und muß ich mich mit dem Auszug bei Vento Palmeri begnügen. Jedenfalls ist Torracas geistvolle Konjektur aus mehr als aus einem Grunde ernstlich in Frage zu ziehen; nicht genug, daß einige formelle Übereinstimmungen zwischen den Distichen und dem Ritmo bestehen, sind wir auch aus inhaltlichen Motiven dazu gelangt, eine Datierung des Gedichtes um 1300 zu erwägen. Was der Annahme dieser Kombination entgegensteht, ist eigentlich (abgesehen von den allem Anscheine nach größeren Übereinstimmungen mit den Werken des Pietrus diaconus) die Anspielung auf die *materia che non se transfegura*, die m. E. so deutlich auf die Berengarsche Lehre hinweist, daß ich nicht darum herum komme. Eine Entscheidung ließe sich nur treffen, wenn das gesamte Material, das zur Beurteilung dieser Frage notwendig ist, veröffentlicht sein wird, und die schwierigen Quellenstudien in gründlicher Weise durchgeführt sein werden.

Register.

Errata.

Seite	8 letzte Zeile	*pour nous, elle*
,,	10 Z. 3	von Fach
,,	35 ,, 9	nach Vokal in
,,	38 ,, 3.	*baiseroie*
,,	41 ,, 6	(vgl. S. 45)
,,	48 ,, 6	Diez
,,	57 ,, 1	Diez
,,	63 ,, 15	Zusatz: Diezens *los tanit* (zuletzt von Rydberg, a. a. O., p. 442, angenommen) ist syntaktisch wie formell unhaltbar
,,	64 ,, 10/9 v. u.	*Jo* der 2. Formel war unbedingt stärker betont, als *eo* nach *salvarai* (vgl. p. 34 letzter Absatz)
,,	65 ,, 1	Diez
,,	71 ,, 13	adverbale
,,	75 ,, 11 v. u.	*maiza* (Engadin)
,,	80 ,, 14 ,, ,,	stehen
,,	82 ,, 5 ,, ,,	*nnutricatila*
,,	82 ,, 3 ,, ,,	Wiener Ak., Bd. 145, p. 46
,,	87 ,, 6 ,, ,,	Klasse I
,,	92 ,, 7	(vgl. S. 65)
,,	103 ,, 5	wenn das Dem.
,,	103 ,, 7	Diese
,,	111 ,, 3	vor Labial
,,	115 ,, 1 v. u. N.	Zusatz: die altlat. Lautwandel *dacruma* → *lacruma*, *sedla* → *sella* kommen hier nicht in Betracht
,,	117 ,, 11 ,, ,,	(*cinc* → *sẽk*)
,,	118 ,, 12 ,, ,,	Liddes
,,	123 ,, 15 ,, ,,	in seiner geschichtlichen
,,	144 ,, 13	Ch. V. Langlois
,,	145 ,, 3 v. u.	(Note) S. 19
,,	148 ,, 15	Renaissancestücke
,,	150 ,, 5 v. u.	darauf Guillaume de Lorris
,,	153 ,, 10	pflegte er
,,	156 ,, 19	das Cantar de Myo Cid
,,	162 ,, 18	vertretenen Annahmen kommen
,,	165 ,, 5	552, 32.

